

Der Zoodirektor erzählt



Unter Löwen und Masai

Unter Löwen und Masai

Wolfgang Ullrich, Direktor des Zoologischen Gartens der
Stadt Dresden, berichtet von seiner Ostafrikareise 1956/57

Wie in meinem ersten Afrikaheft, das unter dem Titel „Mit der Kamera in Afrika“ erschien, habe ich auch hier wieder die in verschiedenen Tageszeitungen über meine zweite Ostafrikareise veröffentlichten Berichte fast unverändert, nur etwas gekürzt, zusammengestellt. Eine wissenschaftliche Auswertung beider Expeditionen wird später folgen. Dieses Heft will nur den Verlauf der Safaris schildern. Sollte es in die Hände eines Jägers geraten, so würde ich mich freuen, wenn es mit dazu beitragen könnte, ihn zu bewegen, das Gewehr wegzulegen und zur Kamera zu greifen. Ich möchte unserer Regierung danken, daß sie mir und meiner Frau in großzügiger Weise die Devisen für diese Reise zur Verfügung stellte. Dank schulde ich auch der Ihagee, die mir eine Exakta-Varex mit nach Afrika gab.

„Mehr Ehrfurcht vor dem Leben“. Dieses Wort von Albert Schweitzer soll auch über dieser Broschüre stehen. Wenn die Liebe, die wir für die Menschen und Tiere im ostafrikanischen Busch empfinden, nur zu einem kleinen Teil auch im Leser geweckt wird, so hat dieses Heft seinen Zweck voll und ganz erfüllt.

Dresden, am 9. Mai 1957

Klaus G. Ulbricht

Sehnsucht nach Afrika

Im Frühjahr dieses Jahres erhielt ich von einem Freund in Ostafrika einen Brief. Er teilte mir mit, daß er im Gebiete von Oldoinyo Sambu eine Farm erworben hat:

„Die Hauptstraße Arusha—Nairobi durchschneidet das Land in seinem unteren, gegen die Steppe zu gelegenen Teil. Aus diesem trockenen Bereich, etwa 1 800 Meter über dem Meeresspiegel, steigt die Farm durch etliche Klimagürtel zum Bergurwald bis etwa 2 400 Meter Höhe empor. Das ganze Areal umfaßt annähernd 400 Hektar. Was uns lockte, ist die Vielseitigkeit und die damit verbundene Krisenfestigkeit dieser Farm: Milchwirtschaft, Kaffee, Ackerbau, Pyrethrum und Schafzucht. Vorerst ist noch überall viel Arbeit, aber der Himmel meint es gut mit uns, denn seit 20 Jahren sind diesseits des Meruberges nie mehr so schöne Regen gefallen. Die Weide grünt, die Pyrethrum-Margeriten blühen, und der Kaffee ist in einer Ecke der Plantage übertoll mit Beeren behangen; die Schafe setzen Lämmer, und die Maisstengel strotzen von Kraft.

Oben im Urwald, auf unseren Bäumen, turnen Guereza-Affen, und am Samstag traten 15 Elefanten vor dem rotglühenden Abendhimmel aus dem Urwald. Wir waren Zuschauer aus nächster Nähe.

Als kleinere, dafür nicht mindere Beigaben gehören zur Farm: eine eigene, spiegelklare Quelle oben an der Waldgrenze, ein großes Wohnhaus, Garage und Lagerräume, vier Araberpfede zum Reiten, Traktor und Geräte und ein köstlicher Obstgarten mit Feigen, Zitronen, Orangen, Mandarinen, Pfirsichen, Aprikosen, Guavas, Ochsenherzen, Japanischen Mispeln und Weintrauben.

Du siehst, wir haben unsere eigene Welt. Ganz dick unterstreichen möchten wir, daß wir ein großes Gastzimmer besitzen, sogar mit fließendem Wasser, daß ein Labor vorhanden ist, und daß wir Dich und Deine Frau herzlich einladen, hier Hauptquartier zu beziehen anläßlich Eurer nächsten Afrikareise.“

Ich habe diesen verlockenden Brief oft gelesen. Kein Wunder, daß ich Sehnsucht nach Afrika bekam und mit den Vorbereitungen für meine zweite Expedition begann. Auf meiner ersten Reise hatte ich wertvolle Erfahrungen machen können.

Ich hatte die Straßenverhältnisse kennengelernt, Verbindungen mit landeskundigen weißen und schwarzen Führern aufgenommen und die Unterstützung seitens der englischen Wildschutzbehörden erhalten. Auf diesen Erfahrungen aufbauend, bereitete ich jetzt eine größere Reise vor. Ich stand vor der Entscheidung, wieder allein zu gehen und auf Schmalfilmgeräte zu verzichten, oder meine Frau mitzunehmen und damit auch die „fotografischen Lasten“ auf zwei Schultern zu verteilen. Da ich unbedingt die bereits im vergangenen Jahr begonnenen Beobachtungen von Guereza-Affen in den Urwäldern des Merus fortsetzen und diese Beobachtungen durch fotografische und filmische Aufnahmen belegen will, beschloß ich, meine Frau mit nach Afrika zu nehmen. Damit ist auch die Garantie gegeben, daß wir ständig drei geladene Kameras schußbereit haben: die

16-mm-Schmalfilmkamera, eine Exakta-Varex-Kamera mit Farbfilm und eine zweite mit Schwarz-Weiß-Film.

Wie auch im vergangenen Jahr, verzichtete ich auf jedes überflüssige Kleidungsstück — was jedoch meiner Frau sehr schwer fiel —, packte diesmal aber warme Unterkleidung und Pullover ein, denn wir haben uns vorgenommen, bis mindestens zur Baumgrenze des Meru vorzudringen. Dort oben, etwa in 3 000 Meter Höhe, kann es nachts empfindlich kalt werden.

Wer die Zeilen meines Freundes aus Afrika liest, kann zu der Auffassung kommen, daß eine solche Expedition eine Art Kuraufenthalt ist. Das ist natürlich nicht der Fall. Wir werden die Farm nur als Hauptquartier benutzen und zu ihr zurückkehren, wenn wir auf Safari gewesen sind. Oft hörte ich auch, daß eine Reise in Afrika heute völlig ungefährlich und mit einem Spaziergang an einem heißen Sommertag zu vergleichen sei. Wenn auch große Straßen vom Norden nach Süden, von Westen nach Osten, also quer durch den schwarzen Erdteil führen, so ist doch Afrika jenseits der Straße auch heute noch fast unverändert. Für den weißen Mann bergen Steppe und Urwald immer noch Gefahren.

In Uganda wurden im vergangenen halben Jahr von einem einzigen Löwen 45 Menschen umgebracht. Solche Löwen gehören zu den Ausnahmen, denn normalerweise meiden auch Löwen den Menschen. Aber nicht nur von Löwen werden in Afrika Menschen gefressen, sondern auch von Kannibalen. Ein sehr guter Kenner Westafrikas, der Großwildjäger Meißner, schrieb in seinem Buch im vergangenen Jahr über ein Gespräch, das er mit einem französischen Gouverneur hatte. Meißner wollte wissen, warum Sträflinge, die beim Straßenbau beschäftigt sind, nicht fliehen. Der Gouverneur teilte ihm mit, daß die Eingeborenen der Umgegend sich ein Vergnügen daraus machen, die entlaufenen Sträflinge schnell wieder einzufangen, aber nicht abzuliefern. „Auch in Afrika sind die Nächte dunkel, und der Appetit ist groß.“

Sogar der Sklavenhandel ist in Afrika heute noch im Gange. Der französische Priester La Gravière berichtete in der Zeitschrift LE MONDE, daß im Jahre 1954 47 000 Menschen aus Äquatorial-Afrika entführt und als Sklaven verkauft wurden. „Für einen kräftigen Mann“, so schreibt Meißner, „werden im en-gros-Geschäft zwischen 2 000,— bis 4 000,— Mark bezahlt. Für Frauen und Kinder nur die Hälfte, für hübsche Mädchen das Doppelte!“

Es ist in Afrika eine neue Form des Sklavenhandels erfunden worden. Die Neger werden für einen Pilgergang nach Mekka geworben. Die Kosten für diese Reise trägt angeblich eine wohlthätige Stiftung, die gern anonym bleiben möchte. Was kann man dem Neger angenehmeres vorschlagen, als ohne einen Pfennig ausgeben zu müssen, eine weite Reise anzutreten. Außerdem wird gar nicht verlangt, daß die Teilnehmer an dieser Pilgerfahrt unbedingt Mohammedaner sein müssen, wichtig ist nur, daß sie an der Grenze erklären, unbedingt nach Mekka zu wollen, um dort Allah zu preisen. Auf diesen leicht durchschaubaren Trick fallen viele Neger herein und geraten so in die Hände der modernen Sklavenhändler. Ihre Heimat sehen sie nie wieder,

Die Koffer sind gepackt. 3 000 Meter Schmalfilm und Material für 6 000 Kleinbildfarbaufnahmen sind verstaut. Teleobjektive bis zu 40 cm Brennweite werden wir bei uns führen. Nur Waffen nehmen wir keine mit. Die Safari kann beginnen!

Unser Flugzeug setzt zur Landung in Nairobi an. Ursula ist vom Flug begeistert. „Ich möchte noch stundenlang fliegen, schade, daß wir schon bald in Nairobi sind“, sagt sie. Aber diese Meinung ändert sie sehr bald, denn als das Flugzeug aus der Höhe von 6 000 Metern, in der wir bis jetzt geflogen sind, langsam in tiefere Gefilde herabsteigt, wird es hin und her geworfen. Die heiße aufsteigende Luft hebt die Maschine hoch und läßt sie im nächsten Augenblick wieder tief fallen. Papier raschelt. Einige Fahrgäste haben ihre Speitüten einsatzbereit gemacht. Man glaubt in einem Fahrstuhl zu sitzen, der steigt und fällt, wie es ihm beliebt. Ursula wird kreidebleich. Schweiß steht ihr auf der Stirn. Sie verlangt nach der Tüte und benutzt sie auch im nächsten Augenblick. 20 Minuten später sind wir in Nairobi gelandet. Der Zollbeamte, ein Inder, fragt, ob wir etwas zu verzollen haben. Ich verneinte. Er schaut Ursula zweifelnd an: „No Cigaretts?“. Ursula schüttelt den Kopf. Er fragt noch einmal. Wahrscheinlich hält er meine Frau für eine Kettenraucherin, denn sein Blick ist sehr kritisch. Dann wühlt er in einem Koffer. Er gibt sich mit dieser Stichprobe zufrieden. Wir sind entlassen.

Wieder auf Momella

Wir haben Momella erreicht. 1 800 Meter hoch, am Fuße des Meru, liegt die Farm. Ngongongare, Auge des Wassers, haben die Masai das Land getauft, denn inmitten der grünen Buschwildnis liegen viele Tümpel und Seen, umrahmt von lichten Wäldern aus Schirmakazien. An einem dieser Seen wollen wir auf einem Baum sitzend die nächste Nacht verbringen. Wir hoffen, dort Nashörner, Wasserböcke, Kronenkaniche und vielleicht auch Leoparden zu sehen und fotografieren zu können.

Gestern waren wir in den späten Nachmittagsstunden schon einmal an diesem See. Ein Rudel Wasserböcke stand im Schilf und ein Nashorn hatte sich am Ufer niedergetan. Wir sahen es erst, als es sich erhob. Langsam zog es am Wasser entlang. Bevor es in ein Gebüsch eintrat, spritzte es seinen Harn weit nach hinten hinaus. Daran erkannten wir den Bullen, denn die Kuh harnt anders. Als der Nashornbulle wieder aus den Sträuchern hervorkam, gab er Kot ab, drehte sich im nächsten Augenblick um und zerwühlte mit seinem Horn den Kothaufen. Warum die Nashörner das tun, weiß niemand. Auch die Wasserböcke kamen in Bewegung und wanderten in den Akazienwald. Noch in der Dämmerung erreichten wir den zweiten, bedeutend kleineren See. Auch hier entdeckten wir zwei Nashörner, die hintereinander liefen, das stärkere Tier zuletzt. Vielleicht war es eine Nashornmutter mit fast erwachsenem Kalb. Wir standen in gutem Wind. Die Nashörner konnten uns nicht wittern. Sehen konnten sie uns auch nicht, denn Nashörner haben sehr schlechte Augen. So kamen



Mais stampfendes Merumädchen

sie arglos auf uns zu. Die hereinbrechende Dunkelheit zwang uns, die Beobachtungen abubrechen.

Wameru, so werden die Eingeborenen genannt, die auf dem Meru wohnen, haben die Farm besucht. Sie wollen Milch kaufen, denn ihre Rinder geben wenig Milch. Zwei Stunden müssen sie laufen, bis sie die Farm erreichen. Ein Spaziergang von insgesamt vier Stunden, nur um Milch zu holen. Die Menschen in Afrika haben Zeit. Die Meruleute sitzen und schwatzen. Wir hocken uns zu ihnen. Es sind Frauen und Mädchen. Die Mädchen haben drei Stäbchen in den oberen Ohrtrand gesteckt. Um den Hals tragen sie bunte Perlenketten. Wir lassen sie — um ihr Vertrauen zu gewinnen, durch unser Fernglas sehen. Dann hole ich einige Farbdrucke. Sie wurden nach Farbaufnahmen angefertigt, die ich im vergangenen Jahr in Afrika herstellte. Neugierig und sehr interessiert betrachten die Meruleute die Bilder. Sie erkennen auch sofort die abgebildeten Tiere und nennen sie beim Namen. Als ich ihnen aber das Bild einer Masai-Frau zeige, klatschen sie vor Freude in die Hände und schreien laut auf. Mit ihren schmutzigen Fingern fahren sie über das Bild und betrachten jede Einzelheit ausgiebig: die Ohrringe, die Halskette, die Armreifen. In ein verschämtes Gelächter brechen sie aus, als ich ihnen ein Bild zeige, das ich im Steppenlager aufgenommen habe. Auf diesem Bild ist auch ein Masai-Mann zu sehen, der nicht salonfähig bekleidet ist. Aus moralischen Gründen hat deshalb der Verleger, der diese Farbdrucke für ein Afrika-Farbbilderbuch herstellen ließ, den unbedeckten Körperteil durch Schattierung fast unkenntlich gemacht. Aber die Meru-Mädchen sehen alles, und statt großzügig darüber hinwegzusehen, machen sie sich heftig kichernd gegenseitig darauf aufmerksam. Wie ehrlich diese Menschen doch in ihren Scherzen sind.

Ich möchte sie gern fotografieren. Aus meiner Erfahrung vom vergangenen Jahr aber weiß ich, daß sie Angst vor der Kamera haben. Ich greife in die Tasche und hole ein paar Zehn-Cent-Geldstücke hervor und stecke sie in meinen Geldbeutel. Sofort strecken die Mädchen ihre Hände aus und betteln. Darauf habe ich gewartet. Ich erkläre ihnen, daß sie das Geld bekommen, wenn sie sich fotografieren lassen. Zwei Mädchen willigen ein. Die anderen aber reißen aus, als ich meine Kamera hole. Ich fotografiere die beiden zusammen mit Ursula. Anschließend erhält jede 10 Cent. Gleich nach dem Mittagessen fahren wir mit einem „Landrover“, wie die geländegängigen englischen Wagen genannt werden, zum See. Rolf Trappe, der Sohn der Farmerin, begleitet uns. Außerdem fährt ein Schriftsteller mit, der einige Wochen auf Momella verbringt, um das Leben der Frau Trappe niederzuschreiben. Das letzte Stück bis zum Hochsitz müssen wir zu Fuß gehen. Rolf läuft mit dem schußbereiten Gewehr in der Hand voraus, denn es gibt viel Nashörner am See, und man weiß nie, wie sie gejaunt sind. Ihm folgt ein Neger, der unsere Schlafdecken und den Proviant trägt, dann kommen wir mit „schußbereiten“ Kameras. Ein Schwarm Ibisse fliegt auf. In der Nähe des Hochsitzes steht ein starkes Rudel Wasserböcke. Wir können einige Aufnahmen machen, ehe sie die Flucht ergreifen. Im Wasser liegt ein Flußpferd. Nur der Rücken des Dickhäuters schaut über den Wasserspiegel hinaus. Am gegenüberliegenden Seeufer stehen Nilgänse und Kronenkräniche. Wir machen es uns auf dem sieben Meter



Hinter den Seen von Momella erhebt sich der Meru

über dem Erdboden, in der Astgabel einer Schirmakazie errichteten Hochsitz, so bequem wie möglich. Rolf geht mit dem Neger wieder zum Auto zurück, nachdem er uns noch einmal vor den Nashörnern und Kafferbüffeln gewarnt hat, die hier überall im Busch stehen, und auf die wir besonders achten sollen, wenn wir am nächsten Morgen zur Farm zurückkehren. Es ist wieder still geworden am See. Auf unseren Knien liegen die Kameras mit den langen Teleobjektiven. Wir warten. Das Flußpferd bewegt sich, grunzt laut und schwimmt leider in entgegengesetzter Richtung davon. Nicht einmal die Ibisze kommen in die Nähe des Hochsitzes. Die Dämmerung bricht herein. Schnell schneiden wir uns einige Scheiben von dem Brot ab, das uns Frau Trappe mitgegeben hat, essen dazu gekochte Eier und Käse und richten das Nachtlager her. Wir wickeln uns in Decken ein und legen uns auf den harten Brettern nieder. Es wird kühl. Ich bin froh, daß wir unsere Pullover mitgenommen haben. Die Zikaden beginnen ihr Konzert. Auch die Nilgänse rufen. Die Ibisze ziehen im Schwarm zu ihren Schlafbäumen. Dann wird es Nacht. Wir hören eine Hyäne. Ihr Heulen wird immer lauter. Sie nähert sich unserem Hochsitz. Als ich durch die Kälte, die mir den Rücken hinunterkriecht, gegen 2 Uhr munter werde, höre ich die Hyäne wieder. Sie kann keine 20 Meter von unserem unbequemen Nachtlager entfernt sein. Mir schmerzt der Rücken. Es ist eben doch ein großer Unterschied zwischen einer Matratze und ein

paar Holzbrettern. Auch Ursula kann nicht schlafen. Ich ziehe mir die Decke über die Schultern und bin wenige Minuten später wieder in tiefen Schlaf versunken. Noch vor Morgengrauen stehen wir auf, trinken einen Schluck lauwarmen Kaffee aus der Thermosflasche und machen unsere Kameras wieder schußbereit.

Die ersten Vogelstimmen werden laut, als sich der Morgen am Horizont durch einen leichten Schein bemerkbar macht. Dann rufen die Nilgänse, und gegen 6 Uhr klingt von fern aus den Bergwäldern der Morgengruß der Guereza-Affen. Schnell kommt der Tag. Ein Ibis landet am Seeufer. Er scheint ein Frühaufsteher zu sein. Auch das Nilpferd meldet sich mit lautem Grunzen, aber sehen können wir es nicht. Wir warten auf Großwild. Es ist bereits 8 Uhr, und noch immer hat sich kein Wild blicken lassen. Schon wollen wir es aufgeben, als ein Rudel Wasserböcke, aus sieben männlichen und fünf weiblichen Tieren bestehend, langsam angezogen kommt. Aber die Wasserböcke sind weit weg; selbst unsere 30-Zentimeter-Objektive reichen nicht aus, um sie zu fotografieren. Plötzlich knackt es hinter uns im Unterholz. Eine Wasserbock-Kuh kommt den Hügel herunter. Wir nehmen unsere Kameras hoch, aber sie legt sich im Schatten nieder. Ausgerechnet im Schatten. Wenige Zentimeter von ihrem Lager entfernt scheint die Sonne. Also heißt es warten. Die Sonne steigt schnell und bald wird sie unseren Wasserbock, der nur 30 Meter von unserem Baum entfernt liegt, erreicht haben. Doch wir haben unsere Rechnung ohne den Wind gemacht. Er trägt unsere Witterung zum Wasserbock hinüber. Der Wasserbock springt auf, äugt einen kurzen Augenblick und geht ab. Ich kann ihn schnell noch mit der Kamera einfangen, bevor er hinter den Büschen verschwindet. Pech gehabt. Inzwischen sind die anderen Wasserböcke näher gekommen, aber zum Fotografieren sind sie immer noch zu weit. Ursula stößt mich an und flüstert: „Giraffe!“. Wahrhaftig, keine 40 Meter von uns entfernt steht eine Giraffe und pflückt sich mit ihrer langen Zunge das Frühstück aus den Ästen einer Akazie. Langsam kommt sie näher heran, bleibt aber leider im Schatten. Sie ist so nahe, daß ich nur die Hälfte des Tieres in den Sucher meiner Kamera bekomme. Gleich muß sie in die Sonne treten. Aber jetzt bleibt sie stehen und lauscht. Wir erstarren und wagen kaum zu atmen. Der Wind weht zur Giraffe hinüber. Mindestens fünf Minuten bleibt sie wie versteinert stehen und äugt. Dann stellt sie den Schwanz ab und schnauft mehrmals laut durch die Nase. Das habe ich von Giraffen noch nie gehört. Sie muß uns gewittert haben. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Klick-klick machen unsere Kameras, ehe die Giraffe in leichtem Galopp davonspringt. Bald aber bleibt sie wieder stehen und schaut zu uns herüber. Ein herrliches Bild, wenn nicht ihr Kopf von einem Zweig unseres Baumes verdeckt würde. Wieder heißt es warten, vielleicht geht sie noch einige Schritte. Aber sie bleibt stehen und starrt auf unseren Baum. Gewittert hat sie uns bestimmt, aber gesehen noch nicht. Inzwischen tritt eine zweite Giraffe aus dem Wald und läuft langsam zum Seeufer hinab. Jedoch die Unruhe der ersten Giraffe überträgt sich auch auf sie und auf die Wasserböcke. Alles äugt jetzt zu uns herüber, und der Wind weht direkt auf das Wild zu. Während sich die Giraffen langsam beruhigen, laufen die Wasserböcke im

Trab am Ufer entlang, weit von uns hinweg. Der Wind hat uns einen bösen Streich gespielt.

Wir packen unsere Sachen zusammen und treten den Heimweg an. Noch einige gute Schnappschüsse auf die Ibisze gelingen uns, ehe wir das Ufer des Sees verlassen.

Der Weg zur Farm führt durch dichtesten Busch. Über unseren Köpfen in den Zweigen der Akazien klettern Meerkatzen. Als sie uns erblicken, stoßen sie heisere Laute aus. Auf einem Hügel stehen zwei Giraffen und schauen zu uns herüber. Im Lavastaub des Pfades, den wir benutzen, zeichnet sich deutlich die Fährte eines Nashorns ab. Es ist denselben Weg in derselben Richtung gegangen. Wenn es sich irgendwo im Busch niedergelegt hat — dann können wir mit einem Angriff rechnen, denn das Gelände ist hier sehr unübersichtlich, und wenn man auf ein Tier stößt, kann es nur auf geringste Entfernung sein. Derartige Überraschungen nehmen Nashörner meist sehr übel und beantworten sie mit einem Angriff. Frau Trappe hat uns für derartige Situationen eine Verhaltensmaßregel gegeben: Entweder sofort auf einen Baum klettern oder, wenn kein Baum in der Nähe ist, sollen wir das Nashorn herankommen lassen und im letzten Augenblick nach links springen, denn die Nashörner können nach der rechten Seite schlecht wenden. Dazu gehören allerdings gute Nerven. Wir haben Glück. Außer Buschböcken und Wasserböcken begegnet uns kein Wild auf diesem Weg.

An den Ufern der Seen trafen wir zu allen Tageszeiten auf Wasserböcke



Auf unserer Abendpirsch haben wir besonderes Glück. Wir setzen uns auf den Felsblock, hinter dem am vergangenen Tag die Elefanten waren. Rolf geht zum Waldrand hinüber, um nach den Dickhäutern Ausschau zu halten. Frisch umgebrochene Bäume und abgerissene Äste beweisen, daß sie auch heute wieder in der Nähe der Farm waren. Vor uns liegt eine mit einzelnen Büschen bestandene Ebene, die im Hintergrund langsam ansteigt und schließlich am Rand des Urwaldes endet. Durch diese Ebene in den Wald hinein führt ein Weg. Er verbindet die Farm mit der Straße nach Arusha. Wir haben keine Viertelstunde gegessen, als ein Nashorn aus dem Wald tritt, den Weg kreuzt und hinter den Büschen verschwindet. Mit schußbereiten Kameras warten wir, bis es wieder auf die freie Ebene heraustritt, denn seine Marschrichtung führt auf uns zu. Aber wir warten vergeblich. Die letzten Sonnenstrahlen fallen über den Meru. Es dämmt. Da kommt Rolf gerannt und berichtet, daß gleich ein Löwe über den Weg wechseln wird. Wahrhaftig, wenige Sekunden später sehen wir die Raubkatze. Es ist eine Löwin. In voller Größe tritt sie aus dem Gebüsch heraus, steht auf dem Weg und schaut uns an. 130 Meter ist sie von uns entfernt. Ich kann die Entfernung von meinem Teleobjektiv ablesen. Sie hat uns sofort entdeckt, geht wenige Schritte zurück und legt sich im Gras am Rande des Weges nieder. Ihre Stirn und die Ohren schauen über das Gras hinaus. Sie beobachtet uns. So liegt sie etwa 15 Minuten. Dann geht sie langsam über die Straße. Deutlich kann ich auf dem schönen rotbraunen Fell dunkelbraune Flecken erkennen. Sie muß noch jung sein, denn die Flecken verblasen im Alter immer mehr, bis sie fast unkenntlich sind. Wieder legt sie sich im Gras nieder und wendet den Blick nicht von uns. Ich überlege mir, daß sie keine acht Sekunden benötigen würde, um uns zu erreichen. Rolf holt seine Frau und die Kinder, um ihnen die Löwin zu zeigen. Als der jüngste Sohn, er ist erst 9 Monate alt, zu schreien beginnt, hebt die Löwin neugierig den Kopf über das Gras hinweg. Inzwischen ist auch ein starker Kaffernbüffelbulle aus dem Wald getreten und äst friedlich am gegenüberliegenden Hang. Er hat ein mächtiges Gehörn. Deutlich kann man durch das Fernglas die dicken Wülste der Hörner auf der Stirn des Tieres sehen. Aber damit ist es noch nicht genug. Ein Hyänenhund wird rechts von uns sichtbar, trottet über die Ebene und verschwindet im Busch. Ihm folgen noch zwei Artgenossen. Alle diese Tiere beobachten wir keine 500 Meter vom Farmgebäude entfernt. Inmitten eines Tierparadieses liegt Momella, eines der schönsten Fleckchen Erde, die ich kenne. Das schneebedeckte Haupt des Kilimandscharos leuchtet zu uns herüber. Aus den Wäldern erklingt der Ruf der Guerezas, und ganz fern heult eine Hyäne. Es ist schon dunkel, als wir fröstelnd zur Farm zurückkehren. Rolf gibt den Negern Anweisung, die Pferde in den Stall zu bringen, denn die Löwen sind da. Allein ist die Löwin bestimmt nicht gekommen. Hoffentlich läßt sie das Vieh in Ruhe. Heute dreht sich unser Gespräch nur noch um Löwen. Früher, so erzählt Rolf, war die Toilette 100 Meter vom Haus entfernt. Da kam es nicht

selten vor, daß wir in diesem Häuschen länger verbleiben mußten, als wir wollten, weil zwischen dem Farmgebäude und dem verschwiegene Ort sich ein Löwe oder Büffel aufhielt. „Auch heute müssen Sie auf einem solchen nächtlichen Gang unbedingt eine Taschenlampe mitnehmen. Vor einigen Wochen haben wir eine Giftschlange auf der Toilette gefunden“, berichtet Frau Trappe.

Bei unseren Urwaldpirschgängen müssen wir auch immer mit einer Begegnung mit Elefanten rechnen. Gestern waren diese Dickhäuter wenige hundert Meter von der Farm entfernt im Walde. Wir hörten sie trompeten, hörten das Krachen der Äste, die sie abrissen und später sahen wir sie, halb von Blättern und Zweigen verdeckt, am Rande des Bergwaldes stehen. Die Elefanten sind auf dem Meru gar nicht ängstlich, denn im Meruwald darf nicht gejagt werden. Will man den Wald mit einer Waffe betreten, muß man erst die Genehmigung des Game Warden, der Wildschutz- und Jagdbehörden einholen. Leider wird dieses Wildschutzgesetz mitunter übertreten. Erst vor wenigen Tagen ist von einem Auto aus in die Elefantenherde hineingeschossen worden. Elefanten wurden dabei nicht erlegt, wohl aber kann es sein, daß eines der Tiere angeschweift wurde. Leider sind die Täter unerkannt entkommen. Rücksichtslos und unverantwortlich ist eine solche Schießerei, denn ein angeschossener Elefant greift oft unvermittelt an und ist ein gefährlicher Gegner. So werden Menschen in Gefahr gebracht, die sich eines derartigen Vergehens nicht schuldig gemacht haben. Leider gibt es eben immer noch Menschen, die kein Tier sehen können, ohne sofort die Flinte an die Wange zu reißen.

Auf Flußpferdwechseln zum Momellasee

Soeben sind wir von einer kleinen Safari zurückgekehrt. In den frühen Morgenstunden, die Steppe und Momella waren noch in dichten Nebel gehüllt, hat uns Rolf zu dem Ngosaresee gefahren. Dieser kleine See ist unbeschreiblich schön. Er wird von großen Schirmakazien umrahmt, und aus seinem flachen Wasser in der Nähe des Ufers ragen dürre, abgestorbene Bäume wie sonnengebleichte Knochen hervor. Hinter dem Galeriewald erhebt sich der Meru. Auf dem Weg zum See fanden wir frische Nashornfährten. Sie konnten keine halbe Stunde alt sein. Die Nashörner mußten sich also noch in der Nähe befinden. Ich habe mich noch nie so sehr für Bäume interessiert, wie in den letzten acht Tagen auf Momella. Der sicherste Zufluchtsort, wenn man von Nashörnern angegriffen wird, ist der Baum. So stellten wir auch diesmal unter einem der toten Bäume unsere Filmkamera auf. Eine Schar Nilgänse schwamm auf dem See. Sie wurde zum ersten Ziel unserer Teleobjektive. Sporengänse standen am gegenüberliegenden Ufer und putzten ihr Gefieder. Wie ein Pfeil schoß ein kleiner schillernder Eisvogel über die Wasseroberfläche dahin. Leider viel zu schnell für die Filmkamera. Als wir über eine Stunde lang gefilmt hatten, fuhren wir zum Momellasee. Der Weg dorthin führte durch abgebrannte Buschsteppe. Die Eingeborenen zünden am Ende der Trockenheit die Steppe an. In diesem vernichtenden Feuer kommen nicht nur unzählige

Tiere um, sondern auch der Baumbestand leidet furchtbar. Die Verstepung des Landes, das Austrocknen des Bodens, wird durch diese Brände stark gefördert. Bald waren auch wir von dicken Rauchschwaden eingehüllt. Langsam drang das Feuer zum Momellasee vor. Manchmal fuhren wir über kleine flackernde Flämmchen, die das letzte Grashälmlchen verzehrten, das vom großen Feuer verschont geblieben war. Immer feuchter wurde das Gelände. Der Boy mußte den Sumpfboden auf seine Tragfähigkeit prüfen. Nur ein ganz schmaler Pfad konnte vom Auto befahren werden. Links und rechts davon war tiefer Sumpf, in dem wir unweigerlich steckengeblieben wären. Immer höher wurde das Schilfgras und versperrte uns die Sicht. Plötzlich ruft Ursula: „Eine Schildkröte, dort ist eine Schildkröte“, sie springt aus dem Wagen, rennt in das Schilf hinein und schleppt eine große, mindestens 20 Pfund schwere Schildkröte herbei. Wir legen das fauchende Tier in den Wagen und nehmen sie mit. Vielleicht erhalten wir vom Game Warden die Genehmigung, die Schildkröte nach Deutschland in den Dresdner Zoo zu senden. Sie wäre eine wertvolle Bereicherung unseres Terrariums. Auch wenn uns diese Genehmigung nicht gegeben wird, ist Ursulas Fang gerechtfertigt, denn in wenigen Stunden wird das Feuer den Schilfsumpf erreicht haben, und dann hätte das letzte Stündchen für unsere Schildkröte geschlagen. Wir haben ihr das Leben gerettet. Der See ist erreicht. Ich schraube die Filmkamera auf das Stativ. Ursula macht die beiden Kleinfilmkameras, eine für Farbfilm, die andere für Schwarz-Weiß-Film, schußbereit. Rolf geht mit entschertem Gewehr voraus. Auf schmalen Flußpferdwechsellern geht es am Seeufer entlang. Etwa 20 Meter vom Ufer entfernt fliegen Madenhacker auf. Dort ist im Gras ein Nashorn verborgen. Keine angenehme Situation. Rechts der See, links ein Nashorn und hinter uns das Steppenfeuer. Am jenseitigen Ufer liegt eine graue Masse im Gras: ein Nilpferd. Geduckt schleichen wir auf eine Landzunge hinaus, so nahe wie möglich an das Flußpferd heran. Es schläft und hat von unserer Anwesenheit nichts bemerkt. Aber die anderen vier Dickhäuter, deren breite Schädel aus dem Wasser ragen, haben uns längst gesehen. Ich stelle auf sie die Kamera ein und lasse den Motor laufen. Wie auf ein Kommando verschwinden die Flußpferde unter Wasser. Aber sie müssen bald wieder an der Oberfläche erscheinen, denn sie müssen Luft holen und außerdem sind Nilpferde sehr neugierig. Prustend taucht ein Dickkopf wieder auf. Er wackelt mit den Ohren und schüttelt sich das Wasser aus dem Gehörgang. Dann verschwindet er wieder. Leider treibt der Wind den Rauch über das Wasser und hüllt das schöne Bild in blauen Dunst.

Aber wir haben Glück. Schon wenige Minuten später dreht sich der Wind, und ich kann viele Meter Film ablaufen lassen. Er wird untertauchende Flußpferdköpfe zeigen. Ursula fotografiert, legt neue Filme ein und wechselt die Teleobjektive. Die ausgezeichneten Zeiss-Sonare leisten uns gute Dienste. Beim Wechseln der Filme müssen wir immer wieder den Staub von Film und Kamera wischen. Er klebt auch an unseren Händen und vermischt sich mit dem Ruß des verbrannten Grases. Bald unterscheiden wir uns nur noch wenig von dem Neger, der geduldig hinter uns hockt und uns zuschaut. „Links kommt ein Pelikan geflogen“, ruft Trappe.



Flußpferde sind sehr neugierig. Durch lautes Rufen kann man sie zum Ufer locken.

Ich schwenke die Kamera herum. Der große Vogel füllt den ganzen Bildausschnitt meines Suchers. Mit schweren Flügelschlägen kreist er über dem See und setzt zur Landung an. Langsam streckt er das „Fahrgestell“ heraus und rutscht einige Meter auf dem Wasser dahin. Die Wasserlandung ist vollbracht. Nun wollen wir noch das Nilpferd in seinem Mittagschläfchen stören. Ich stelle die Kamera auf den schlafenden Dickhäuter ein. Rolf ruft laut über den See: „Makao — Makao — Makao“. Das ist das Masaiwort für Flußpferd. Aber der Dicke scheint einen guten Schlaf zu haben. Er rührt sich nicht. Nur die anderen vier Nilpferde tauchen auf und schauen neugierig zu uns herüber. Wieder ruft Rolf: „Makao — Makao!“ Jetzt kommt Leben in die graue Masse. Das Nilpferd hebt den Kopf, steht auf und läuft zum Wasser hinunter. Hoch spritzen die Wellen auf, als der Dicke in die Fluten rutscht. Ich verfolge die Szene durch den Sucher meiner Filmkamera. Ursula schießt ein Bild nach dem anderen ab. Inzwischen hat das Feuer eine Halbinsel ergriffen. Grellrot lodern die Flammen. Auch von der Feuersbrunst drehe ich noch einige Meter Film. Wir sind so beschäftigt, daß wir das Nashorn ganz vergessen haben. Wahrscheinlich hat es uns bemerkt und ist abgezogen.

Wir können mit der Ausbeute dieses Vormittags zufrieden sein. Die Exakta-Varex wird wieder eingepackt und in einem staubdichten Koffer verstaut. Dann geht es zum Auto zurück. Kreuz und quer führen Nashorn- und Nilpferdwechsel durch das Gras. Nilpferde haben ihren Kot am Ufer

verspritzt, um ihr Wohngebiet zu markieren. Das macht nur der Leitbulle. Während er Kot abgibt, wedelt er mit dem kleinen dicken Schwänzchen hin und her. Die Kühe geben geballten Kot ab. Rolf sagt, daß es am Ufer des Sees auch viel Riesenschlangen gäbe. Ich würde gern eine Python für unseren Zoo fangen. Aber leider ist heute keine zu finden.

Wieder fahren wir durch hohes Schilf denselben Weg zurück, den wir gekommen sind. Ein Weg ist es eigentlich gar nicht, nur ein Nashornwechsel. Aber die Pfade der Tiere werden auch von den Menschen gern benutzt. Plötzlich tritt Rolf auf die Bremse. Vor uns liegt wieder eine Schildkröte, und Ursula entdeckt noch eine zweite dicht daneben. Der Neger holt sie. Beide sind bedeutend kleiner als unsere erste, gehören aber zur gleichen Art. Was wollen wir noch mehr? Drei Schildkröten gefangen, Flußpferde, Pelikane, Nilgänse, Moorenten gefilmt und den Steppenbrand erlebt. Als wir wieder auf der Farm ankommen, sind wir dreckig wie noch nie. Unsere Tropenanzüge sind vom Lavastaub eingepudert und mit Asche beschmiert. Schlimmer noch sehen Gesicht und Hände aus. Das ist aber alles zu verschmerzen, wenn man einen so herrlichen Morgen an den Seen von Momella erlebt. Wie es auf der Farm aussieht, und wer auf Momella lebt, das soll Ursula berichten.

Farmbetrieb

Eine Woche sind wir auf der Farm „Momella“ am Fuße des Meru. Es fällt mir richtig schwer, für einige Zeit das Fernglas mit dem Federhalter zu vertauschen, denn Momella ist ein herrliches Land. Von unserem Fenster aus haben wir den Blick direkt auf den Urwald, aus dem sich morgens weiße Nebelschwaden erheben und an dessen Rand die schönen Guereza-Affen in den höchsten Gipfeln der Bäume ihr taunasses Fell in der Morgensonne trocknen. Der Urwald bedeckt den Meru bis zu einer Höhe von über 3 000 Metern, wo schroffes Felsgestein ihm dann keine Wachstumsmöglichkeit mehr bietet. Der Meru hat große Ähnlichkeit mit unseren Alpenbergen. Jeden Morgen liegt er in hellem Sonnenlicht, während das Land zu seinen Füßen noch dunstig und neblig ist. Scharf zeichnet sich sein Kraterand zum hellblauen Himmel ab. Schaut man nach der anderen Seite, hat man den Blick frei auf die Steppe mit Dornenbüschen und Schirmakazien. Am Horizont aber, wo tagsüber immer Wolken sind, erhebt sich spät abends — das Schneehaupt des Kilimandscharo, rot angestrahlt von der untergehenden Sonne. Momella ist auch ein Tierparadies. Wenn wir morgens auf schmalen Wildwechseln in den Urwald gehen, um die Guerezas zu beobachten, finden wir oft Fährten von Zwergantilopen, breite Fußabdrücke der Elefanten, die sich während der Nacht hier den Magen füllen, wie es an den abgerissenen Zweigen leicht zu erkennen ist und überall verstreut im Busch flache Mulden im Erdrreich: „Nashornbetten“. Aber ich will von der Farm erzählen. Hauptanbauprodukte sind auf Trappes Farm Zwiebeln, Mais, Kaffee und eigentlich auch Bananen; aber die Elefanten besuchten eines Nachts die Pflanzung und frühstückten so ausgiebig, daß Trappes die Bananen für ihre Kinder in Arusha kaufen

müssen. Zum Farmhaushalt gehören zwei Wohnhäuser, ein Küchengebäude, zwei Stallgebäude, ein Vorratshaus und eine Geflügelboma. Betreut wird alles von schwarzen Boys. Es gibt Feldarbeiter, Hütejungen, Traktoristen, Milchbereiter, einen Koch, Hausboys, die für Sauberkeit in den Wohnräumen zu sorgen haben und Wäscher, die den ganzen Tag allein damit zu tun haben, die schmutzige Wäsche der Farmersleute und — Gott sei Dank — auch die unsrige wieder schrankfertig zu machen. Oberhemden, Strümpfe und Unterwäsche kann man nämlich hier höchstens einen Tag lang tragen, so staubig ist es hier. Auf den primitiven Wegen liegt die Lavaerde wie eine dicke Schicht Asche. Bei jedem Schritt wirbeln kleine Staubwolken hoch. Das Wasser ist sehr weich und löst den Schmutz leicht. Auch Sonne ist immer da, so daß es nicht zu mühsam ist, ein dobi, ein Wäscher, zu sein. Das tägliche Bad ist hier gewiß kein Luxus, aber es ist ein Ereignis. Das Badezimmer ist auch Vorratskammer. Öl, Petroleum, Benzin, Insektenpulver werden hier aufbewahrt. Über der Badewanne hängen drei Pferdesättel. Das heiße Wasser zum Bade spenden zwei Fässer, die in einem Ofen eingemauert sind. Dieser Ofen steht vor dem „Badezimmer“ im Freien. Wenn wir baden wollen, rufen wir den Boy: „Ninataka maji moto“ — Bringe heißes Wasser! Es ist gut, daß ich Suaheli gelernt habe. Die Boys verstehen nur die Eingeborenensprache. Sie füllen die Wanne und stellen noch einen Eimer kaltes Bachwasser daneben. Eine Petroleumlampe macht mit ihrem weichen Licht den Raum noch gemütlicher. Das Bad erfrischt. Ich kleide mich wieder vollständig an, schminke mich — sogar in Afrika — und erscheine am Familientisch zum Abendessen. Die Mahlzeit servieren schwarze Boys. Sie halten uns wortlos die Suppenschüssel unter die Nase. Die Suppe schmeckt zwar immer gleich, aber sie schmeckt. Dann werden Fleisch und Gemüse, Tunke und Kartoffeln gereicht. Sie hantieren geräuschlos. Nach jeder Hauptmahlzeit gibt es Pudding mit Tunke. Das Tafelgetränk ist reines frisches Quellwasser. Alle Bestandteile der Mahlzeit, außer Puddingmehl und Marmelade, stammen vom eigenen Grund und Boden. Gemüse gedeiht das ganze Jahr über, und man kann auch während des ganzen Jahres Gemüse ernten, wenn man sich die Mühe macht, mindestens drei Gemüsegärten an drei verschiedenen Stellen zu bebauen, weil nämlich unsere Nachbarn, die Elefanten, leidenschaftlich gern Rhabarber fressen und als Nachtisch den ganzen Gemüsegarten abernten. Das Fleisch stammt entweder von den selbstgezüchteten bunten Rindern oder von Buschböcken, die zur Auflockerung des Küchenszettels geschossen werden.

Vor ein paar Tagen mußten wir sehr lange auf das Essen warten. Wie immer trat Frau Trappe vor das Haus und rief: „Boy, chakula — Boy, bringe das Essen“, aber niemand antwortete aus der Küche, die 100 Meter vom Wohnhaus entfernt liegt. Sie mußte wieder und wieder rufen, bis sie schließlich selbst zur Küche ging, um nach dem Essen zu schauen. Da saßen der Koch und die Boys vor dem Ofen und schauten auf den Kartoffeltopf, der nicht kochen wollte. „Warum habt Ihr das Essen nicht fertig, Ihr habt ja gar kein Feuer im Ofen“... „Doch, Memsab, Feuer war den ganzen Tag da, aber kein Holz“, antwortete der Koch. Eine halbe Stunde später stand das Essen auf dem Tisch.

Frau Trappe ist Herrin über Momella. Im Jahre 1907 siedelte sich die damals 22jährige gegen den Willen der Mutter und des Großvaters auf Momella an. „Mein Großvater wollte mich enterben, und meine Mutter antwortete bis zur Geburt meines ersten Kindes auf keinen meiner Briefe“, erzählt sie lächelnd. „Der Großvater hat mich nicht enterbt, heimlich war er sogar stolz auf mich. Und Mutter hat mir, so glaube ich, auch verziehen“. Wieviel Mut und Kraft waren nötig, aus diesem wildwuchernden Land eine Farm zu machen. Aber Frau Trappe war und ist der Mensch dazu. Wenn man sie heute sieht, die 71jährige, mit ihren munteren braunen Augen, der fast faltenlosen, pergamentartigen Haut, braun gebrannt und gesund, allen Dingen gegenüber aufgeschlossen, da weiß man, daß sie in Afrika eine neue Heimat fand. Unermüdlich kann sie von ihren Erlebnissen mit den Tieren und den braunen Menschen dieses Landes erzählen. War sie früher eine große Jägerin, so macht es ihr heute mehr Freude, die Tiere zu beobachten. Fressen ihr die Elefanten, es sind ihre besonderen Freunde, die ganze Pflanzung kahl, sagt sie: „Ich würde am liebsten nur für die Elefanten anbauen“. Die schwarzen Menschen lieben und verehren sie. Oft wird sie in die Eingeborenen-Dörfer gerufen, wenn ein Mensch ihre Hilfe braucht, und manches Negerlein brachten ihre Hände zur Welt. Neulich begegnete ihr eine alte Meru-Frau. „Kennst Du mich, Bibi?“ fragte sie. „Nein, ich kenne Dich nicht, Mama“, antwortete Frau Trappe. „Als Du Dein erstes Kind bekamst, habe ich auch mein erstes Kind geboren, und da hast Du mir Butter geschickt“. Das ist Frau Trappe, die man überall in Ost-Afrika kennt.

In 1 800 Meter Höhe, von den Bergwäldern des Meru umgeben, liegt die Farm Momella



Wir fahren in die Serengeti-Steppe

Morgen gehen wir auf Safari. Das Ziel unserer Reise ist die Serengeti-Steppe. Wir wollen Löwen, Kaffernbüffel und Antilopen filmen und fotografieren.

Schon vor 25 Jahren drehte dort der bekannte Afrikaforscher Johnson seinen Löwenfilm „Simba“. Die Löwen der Serengeti-Steppe haben keinen Respekt. Sie sind geschützt. Sie wissen, daß ihnen vom Menschen keine Gefahr droht. Deshalb wagen sie sich in der Nacht nahe an das Lager heran, und es ist nicht selten vorgekommen, daß sie den Schläfern im Zelt einen Besuch abstatten.

Die Kap-Kairo-Straße führt uns durch weites, während der Trockenheit wildarmes Steppenland. Nachdem wir diese Straße verlassen haben und uns dem Manyara-See nähern, kommen wir in das Schlafkrankheitsgebiet, wo der Kampf gegen die Tsetse-Fliege noch heute erbittert geführt wird. Die Dornbüsche und Bäume sind gefällt worden, um dem gefährlichen Insekt keinen Unterschlupf zu geben. Der große Steppenbrand hat auch hier gewütet. Schwarz, verkohlt liegt die Steppe vor uns: Verbrannte Erde. Auch die Bäume sind vom Feuer nicht verschont geblieben. Nur in den Kronen sieht man da und dort ein paar grüne Blättchen. Erst nach dem nächsten Regen werden sie zu neuem Leben erwachen. Und wo ein abgestorbener Baum in der Steppe stand, von der Sonne ausgedörrt, hat das Flammenmeer, das sonst am Boden dahinkriecht und in die Zweige der gesunden Bäume nur hin und wieder hinaufleckt, eine Fackel entzündet, die ihren Funkenregen aussprüht. Oft brennt das Feuer noch unmittelbar an der Straße. Rolf muß dieses gefährliche Hindernis in schnellem Tempo überwinden, denn wir haben neben dem Proviant auch einige Fässer Benzin auf dem Wagen. Die Sonne brennt auf uns hernieder. Am Horizont erscheint die Steilwand der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe. Bevor sie unser Wagen überwindet, machen wir Rast in Mto-Wa-Mbu, am Mückenfluß, denn das bedeutet dieses Suaheli-Wort. Gleichzeitig ist es auch der Name eines kleinen Ortes, der aus wenigen schmutzigen Wellblechhütten besteht. Auch eine Tankstelle ist vorhanden. Wir können unseren Treibstoffvorrat wieder ergänzen. In einem Inderladen kaufen wir für unsere Boys Zigaretten ein. Drei Neger fahren mit uns: ein Gewehrträger, ein Koch und ein Servierboy. Der Koch wird Herr Bauch genannt, denn als Zeichen seines Berufes trägt er ein dickes Schmerbäuchlein. Auf seinem Kopf sitzt eine weiße Mütze. Sein rundes Gesicht mit den kleinen Äuglein strahlt Gutmütigkeit aus. Ich denke an den Ausspruch des Julius Cäsar in dem gleichnamigen Theaterstück von Shakespeare: „Laßt dicke Männer um mich sein“ oder so ähnlich. In Mto-Wa-Mbu waltet Herr Bauch zum ersten Mal seines Amtes, denn wir machen hier eine kurze Mittagsrast. Er braut uns einen Tee. Schnell ist ein Feuer angefacht, und schon bald singt das Wasser im Kessel. Dazu gibt es Brot mit Corned beef und Wurst. Wir leben nicht schlecht. Aber nur kurz ist die Rast. Der schwierigste Teil der Strecke, die wir heute zurücklegen wollen, steht uns noch bevor: der steile Aufstieg über die Bruchstufe und schließlich müssen wir die Krater-

wand hinauf bis zu dem Camp, das in 2 000 Meter Höhe liegt. Ganz wohl ist uns bei dem Gedanken, eine gefährliche Serpentinstraße überwinden zu müssen, nicht, denn der Wagen hat so gut wie keine Bremsen. Die Handbremse funktioniert überhaupt nicht, und die Fußbremse hat höchstens noch 10 Prozent ihrer ursprünglichen Leistungskraft. Rolf wird also die Gänge als Bremse benutzen müssen. Durch schattigen Galeriewald, der den Mückenfluß begleitet, steigen wir vorerst langsam zur Bruchstufe auf. Bis hierher bin ich auch im vergangenen Jahr gelangt. Am Bruchstufenrand haben wir damals Zebras gefangen und Büffel — leider vergeblich — gesucht. Als ich vor 1¼ Jahr an dieser riesigen Mauer entlangfuhr, hatte ich den Wunsch, einmal das Land sehen zu können, das hinter der schroffen Wand liegt. Heute soll dieser Wunsch in Erfüllung gehen: wir fahren in das Land der Riesenkrater, denn so wird dieses Gebiet von den Geographen genannt, mit Recht, ist doch der Ngorongoro-Krater der größte Krater, den es auf unserer unruhevollen Erde gibt. Man kann sich die Spannung vorstellen, die Ungeduld, in der ich mich befinde, diesen riesigen Eruptionskessel zu erblicken. Endlich erreichen wir das Hochplateau. Der Motor kocht. Es bietet sich uns ein herrlicher Blick vom Rand der Bruchstufe auf die weiten Steppengebiete, die wir hinter uns gelassen haben. Teils kohlrabenschwarz, teils gelb, teils blendendweiß liegt die endlos erscheinende Ebene unter uns. Schwarz ist sie dort, wo das Feuer gebrannt hat, gelb, wo das ausgedürrete Gras noch nicht dem Feuer zum Opfer gefallen ist und blendendweiß glänzt der ausgetrocknete Manyara-See. Nur ein kleiner Teil führt noch Wasser. An seinem Ufer steht — so können wir mit unseren Ferngläsern feststellen — eine riesige Herde Gnus und eine Herde Kaffernbüffel. Unter uns aber, auf einer sumpfigen Lichtung in dem Galeriewald, den wir eben durchfahren haben, erblicken wir Elefanten. Ich fotografiere die unbeschreiblich schöne Landschaft mit verschiedenen Brennweiten und Blenden, um diesen herrlichen Anblick für immer festzuhalten. Wir fahren weiter. Langsam fällt das Gelände wieder ab. Am Horizont zeichnet sich die Kraterwand des Ngorongoro im Dunst ab. Wild erblicken wir in diesem Gebiet nicht. Die Herden sind aus der Trockensteppe in die feuchten Gegenden abgewandert. Vor uns taucht eine Straßensperre auf: „Fliegenkontrolle.“ „Gestatten Sie den Boys, Ihren Wagen nach Tsetsefliegen zu durchsuchen“, ist auf einem Schild zu lesen. Zwei Neger mit Schmetterlingsnetzen durchstöbern unser Auto nach der gefährlichen Fliege, dann geben sie die Straße frei. Wieder fahren wir durch verbrannte Steppe, bis uns der Bergwald des Kraters aufnimmt. In steilen Serpentin steigt die Straße auf. Der Motor keucht. Von den Ästen der Bäume hängen lange Bartflechten. Wir entdecken eine Herde Kaffernbüffel. Es sind mindestens 50 Tiere, die im Busch stehen und nicht einmal aufschauen, als wir an ihnen vorbeifahren. Wir befinden uns bereits im Wildschutzgebiet. Ein mächtiger Bulle äst in Straßennähe. Der Eingang zum Ngorongoro-Tierschutzpark ist erreicht. Ein Albino-Neger übergibt uns eine Karte des Kraters und der Serengeti-Steppe, auf der auch die Wege verzeichnet sind, die wir von morgens 6 Uhr bis abends 18 Uhr befahren dürfen. Die Nacht muß man zum Schutz des Wildes und zu seinem eigenen Schutz in einem Rastlager verbringen. Wir fahren weiter.



Der größte Krater der Welt ist der Ngorongoro-Krater mit einem Durchmesser von 26 Kilometern

Der Wald weicht von der Straße zurück und gibt den Blick auf den Riesenkrater frei. Mir fehlen die Worte, um diesen gewaltigen Eindruck wiederzugeben, den wir hier empfangen. So weit das Auge reicht, dehnt sich das Rund des Kraters. Seine nach innen schroff abfallenden Wände sind mit Wald bedeckt, während der Kratergrund einer riesigen Manege gleicht, von gelbem Steppengras bestanden, in deren Mitte ein zur Hälfte ausgetrockneter See zu uns heraufblickt. Schnell werden die Ferngläser an die Augen genommen. Direkt unter uns ziehen zwei Elenantilopen in Richtung auf den See zu. Eine große Herde Zebras und Gnus können wir auch erkennen. Anderes Wild finden wir nicht. Eine Stunde später erreichen wir das Camp. Es besteht aus geschmackvollen, kleinen, mit Stroh gedeckten Blockhütten. Auch ein Baderaum und ein Küchenhaus sind vorhanden. Das Camp ist durch Sprechfunk mit Banagi, einem kleinen Ort in der Serengeti-Steppe, verbunden. In unserer Hütte brennt ein Kaminfeuer. Während der Nacht kann es hier oben — wir befinden uns in 2.000 Meter Höhe — empfindlich kalt werden. Der Mond steht schon hoch über dem Krater, als wir uns in die Decken einwickeln. Das Knistern des Kaminfeuers singt uns in den Schlaf.

Im Land der Riesenkrater

Am nächsten Morgen ist das ganze Camp in dichten Nebel gehüllt. Ein feiner Sprühregen geht nieder. Es ist empfindlich kalt. Wir frieren wie die Schneider und sind sehr froh, daß wir unsere Pullover mitgenommen haben. Der Boy bringt uns heißen Tee und dicken Haferflockenbrei. Gestärkt, aber immer noch fröstelnd, steigen wir in den Wagen. Der Nebel ist so dicht, daß wir nur langsam vorankommen. Als wir die Straße erreichen, die zur Serengeti hinabführt, lichtet sich der Nebel, und vor uns liegt, von Bergen umsäumt, die große, gelbe Serengeti-Steppe. Steil fällt die Straße zur Ebene ab. Hier sind Autounfälle keine Seltenheit. Vor kurzer Zeit kippte ein Autobus um. 15 Tote forderte dieser Unglücksfall. Im Schnecken tempo fahren wir über eine Stunde lang die abschüssige Straße hinab. Der Motor heult, das Wasser im Kühler kocht. Die Sonne brennt auf den Wagen herab. Staub wirbelt auf und hüllt uns ein. Die Lippen werden welk und wenn die Zunge sie mit Speichel anfeuchtet, hat der Staub im nächsten Augenblick an den Lippenrändern eine Kruste gebildet. Ein Nashorn steht etwa 100 Meter von der Straße entfernt zwischen Dornbüschen. Straße sage ich; eigentlich ist es nur ein Feldweg, eine Radspur, die mitunter zu tiefen Furchen ausgefahren ist. Endlich nimmt uns die weite Steppe auf und sie nimmt uns auch gefangen. Die Hügel weichen immer mehr zurück. So weit das Auge reicht, ist nichts als Gras zu sehen, gelbes Gras. Von dieser Unendlichkeit wird man in Bann geschlagen; man möchte nicht sprechen, möchte nur schauen und nach irgendeiner Erhebung des Bodens suchen, nach einem Hügel, nach einem Baum oder Strauch. Immer höher steigt die Sonne. Die Steppe strahlt die Hitze zurück, die Luft beginnt zu flimmern, und der Horizont beginnt zu glänzen, nur spiegeln, wird zum riesigen See. Fata Morgana zaubert uns Landschaften vor, die es hier nicht gibt. Sie zerrt die wenigen Bäume in die Länge, läßt ihre Wipfel in der Luft schweben, schneidet ihnen den Stamm weg und malt Berge in den sonnengleißenden Himmel, die keine Verbindung zur Erde mehr haben. Wir sind eingefangen von der heißen, dünnen, öden Steppe, die wir trotzdem so lieben.

Rolf läßt Wasser in den Kühler gießen und Öl nachfüllen. „Jetzt kommt der tiefe Sand. Hoffentlich bleiben wir nicht stecken“, sagt Rolf. Während der nächsten Stunden sehen wir keinen Baum, keinen Dornenbusch, nur Steppe, deren Gras unmittelbar über dem Boden abgebrochen und vom Wild abgefressen ist. Die Räder des Wagens versinken tief im mehligem Staub, aber es gelingt Rolf immer wieder, aus diesem „Staubsumpf“ herauszukommen. Der Motor keucht. Das Wasser kocht. Jetzt können wir nicht halten, nur weiter, immer weiter, sonst versacken wir im Sand. Die Sonne steht im Zenith, als wir den Löwenhügel erreichen. Hier haben wir wieder festen Boden unter den Rädern und können uns eine kurze Mittagsrast gönnen. Unser Mahl, im Schatten einer Schirmakazie serviert, besteht aus Dauerwurst, Butter, Brot und Tee. Ich bin hungrig, und trotzdem ich von oben bis unten mit Staub bedeckt bin, schmeckt es mir köstlich. Ein Straußenhahn und zwei Hennen spazieren um unser Lager herum. Wir



Auf unserem Weg durch die Serengeti-Steppe trafen wir auch oft auf Hyänen

können uns nicht lange aufhalten, wollen wir doch heute noch Seronera erreichen. Bis dorthin sind es noch 50 Meilen. Außerdem drängen uns die Wolken, die sich am Himmel zusammenziehen, zum Aufbruch und treiben uns zur Eile an. Wenn uns in der Serengeti-Steppe ein Regen überrascht, stecken wir unweigerlich fest. Die letzte Safari kam in einen Regen, der nur zwei Stunden dauerte. Danach war der Staub in einen Morast verwandelt, die Räder rutschten, die Ketten halfen nicht. Fünf Tage saß die Safari in der Serengeti gefangen, ehe sie weiterfahren konnte. Dieses Schicksal soll uns nicht ereilen. Nun beginnt ein Wettrennen mit dem Regen. Immer dunkler wird es am Horizont. Lange, nebelartige Streifen, die von den Wolken zur Erde herabhängen, zeigen mit Sicherheit an, daß es dort regnet. Jetzt taucht auch wieder Wild auf. Thomsongazellen ziehen zu Tausenden durch die Steppe. Spielerisch springen sie ab, wenn wir uns ihnen nähern. Wie Flöhe hüpfen sie über die Ebene. Ein herrlicher Anblick. Es macht ihnen anscheinend viel Freude, so über die Steppe zu schnellen, und diese Freude überträgt sich auf uns. Wir feuern sie an, klatschen in die Hände und sind glücklich. Ein leichter Regenschauer geht hernieder. Wir haben den Rand der Schlechtwetterfront gestreift. Kongonis und Topis, beides sind seltsam gestaltete Antilopen, vorn sehr hoch gebaut, mit Köpfen, die den Schädeln der Kühe ähneln, galoppieren über die

Steppe. Wie Schiffe auf hoher See schwanken ihre Leiber. Ein ganz junges Kälbchen ist auch dabei. Aber am zahlreichsten sind doch die zierlichen Thomson- und Grantgazellen. Dauernd wedeln sie mit ihrem schwarzen Schwänzchen. „Fisi“, ruft der Boy hinter mir. Wahrhaftig, Hyänen 50 Meter vor uns. Nein, nicht nur Hyänen, auch Hyänenhunde, die gefährlichen Räuber der Steppe, die das Wild zu Tode hetzen und ihm noch bei lebendigem Leibe das Fleisch aus dem Körper reißen, sind dabei. Sie liegen im Gras. Wir zählen 25 Hyänenhunde und zwei Hyänen. Sie liegen müde neben den Resten ihrer Beute: eine kleine Thomsongazelle ist den Räubern zum Opfer gefallen. Keine 20 Meter sind sie vom Wagen entfernt. Es erweist sich jetzt sehr nützlich, daß der Wagen keine Türen hat. Weit kann ich mich hinausbeugen und gute Aufnahmen machen. Sie gähnen, stehen auf, kommen näher, bis auf fünf Meter an unseren Wagen heran. Das Auto ist von einer Horde neugierig schnüffelnder Hyänenhunde umgeben. Sie werden immer dreister. Ursula ahmt das Klagen eines Hundes nach. Die Hyänenhunde stellen ihre großen Lauscher ab und glotzen uns fragend an. Wahrscheinlich sind wir eine angenehme Abwechslung in ihrem gesättigten Dasein. Sie fallen spielerisch übereinander her. Wie unartige Lausejungen kommt mir diese Gesellschaft vor. Die Hyänen sind nicht so zutraulich. Sie halten sich im Hintergrund. Einen ganzen Film schieße ich auf die Kerle ab, 40 Bilder nur für Hyänenhunde. Einer kommt so nahe zum Wagen, daß ich ihn streicheln könnte, wenn ich mich weit hinausbeugen würde. Aber ich lasse es lieber sein, denn das Gebiß dieser Räuber ist messerscharf. Wir rufen unseren Fotomodellen ein lautes Aufwiedersehen zu. Sie schauen uns nur gelangweilt nach, als wir davonfahren. „So ein freches Gesindel ist mir auch noch nicht begegnet“, sagt Rolf.

Immer wieder sehen wir Kongonis, Zebras und Riesentrappen. Dort sind Löffelhunde. Nicht größer als der Rotfuchs sind diese reizenden Wildhunde mit ihren großen Fledermausohren. Zwei Löffelhunde, wahrscheinlich ein Pärchen, liegen, dem Boden angeschmiegt, vor ihrem Bau. Mit großen Augen schauen sie uns an, als wir uns ihnen nähern. Ich drücke auch auf sie die Kamera ab... Schade, der Film ist zu Ende. Ehe ich einen neuen Film eingelegt habe, werden sie in ihren Erdlöchern verschwunden sein. Außerdem müssen wir uns beeilen. Die Sonne neigt sich schon dem Horizont zu, und Seronera ist noch weit. So sagen wir auch den Löffelhunden adieu und fahren durch riesige Thomsongazellenherden auf unser heutiges Ziel zu, das wir gegen 17.30 Uhr erreichen. Hier, in Seronera, einem Rastplatz, der aus einigen Hütten besteht und als Krönung des Luxus sogar eine Badehütte hat, wollen wir in den nächsten Tagen bleiben, wollen von hier aus die Steppe durchstreifen auf der Suche nach dem Gewaltigen, nach dem Herrn der Steppe, nach Simba, dem Löwen.

Wir befinden uns nur noch 50 Meilen vom Viktoriasee entfernt, mitten in der wildreichsten Gegend, die es auf unserer Erde gibt.

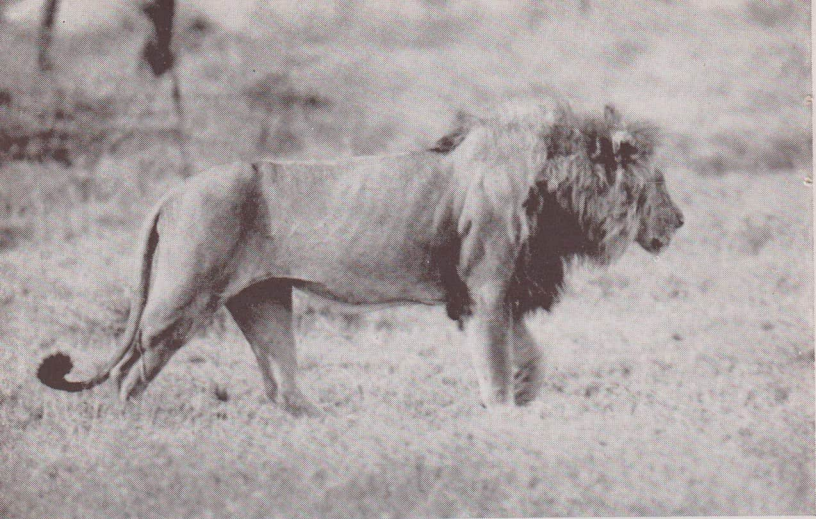
Verstaubt und abgespannt steigen wir vom Wagen. Ein Bad erquickt uns, obwohl es aus einer Flüssigkeit hergerichtet wurde, die — wie Ursula sagt — dem ersten Abwaschwasser von einem Zentner Spinat gleicht. Ich weiß nicht, ob der Vergleich mit dickem Kakao nicht noch zutreffender ist. Wir steigen in das „Moorbad“ und sind erfrischt, als wir es verlassen.

Zu Bett gehen wir noch lange nicht. Jetzt muß erst das Tagebuch geschrieben werden, müssen die heute belichteten Filme registriert und staubsicher verpackt werden, müssen neue Filme in die Bereitschaftstasche gelegt, muß der Kurbelkasten wieder geladen und vor allem muß der Bericht für unsere Leser geschrieben werden, die daheimgeblieben sind, 6 600 Kilometer von uns entfernt. Sie sollen das Erlebnis der Steppe durch diese Zeilen übermittelt bekommen. Sie sollen wissen, daß wir glückliche Menschen sind mitten unter Tieren, im Staub und in der Hitze der Serengeti.

Am Seronera brüllen nachts die Löwen

Es ist stockdunkle Nacht. Wir stehen vor unserer strohgedeckten Hütte. Am Horizont, in Richtung Viktoriasee, blitzt es auf: Wetterleuchten. Wird uns das Gewitter in dieser Nacht überfallen? Es ist kein beruhigendes Gefühl in einer strohgedeckten Hütte zu schlafen, während ein Tropengewitter niedergeht. Noch ist kein Laut zu hören, sogar die Hyänen schweigen. Still liegt die nächtliche Steppe. „Wann beginnt denn nun endlich das Löwenkonzert, von dem du mir erzählt hast“, fragt mich ungeduldig Ursula. Ich muß sie auf Mitternacht trösten, denn die Löwen brüllen meist erst gegen 24 Uhr, während die Hyänen bereits gegen 21 Uhr zu heulen anfangen. Und ich behalte recht. 20.45 Uhr erklingt das erste Hyänengeheul. Eine zweite Artgenossin antwortet, nicht weit vom Camp entfernt. Rolf gibt uns noch einige Hinweise: „Schlafen Sie nicht ohne Moskitonetz, denn es gibt hier Mücken und Malaria. Am Fluß kommt sogar die Tsetsefliege vor. Spritzen Sie, bevor Sie schlafen gehen, Ihr Zimmer mit Flit aus. Verlassen Sie nachts nur, wenn es unbedingt notwendig ist, die Hütte, denn die Löwen kommen mitunter in das Camp hinein und strolchen zwischen den Hütten umher. Schütteln Sie morgen früh Ihre Kleidung und Ihre Schuhe aus, bevor Sie die Sachen anziehen, denn Skorpione sind in dieser Gegend sehr zahlreich. Eine gute Nacht wünsche ich“. Rolf verschwindet mit einer Petroleumlampe in seiner Hütte. Wir kriechen in die Betten und sind bald eingeschlafen. Durch einen heftigen Stoß werde ich geweckt. Ursula flüstert: „Die Löwen brüllen, hörst Du sie?“ Dumpf rollt das Gebrüll der großen Raubtiere durch die Nacht. Ich schaue auf meine Armbanduhr. Es ist 0.15 Uhr. Ich habe richtig prophezeit. Bald schlafe ich wieder ein und erwache erst, als der Boy an die Türe klopft. Er bringt wie üblich morgens bei Tagesgrauen den Tee. Nach einem schnellen Frühstück brechen wir auf. Fotoapparate und Filmkamera liegen griffbereit neben uns. Wir wollen die Löwen suchen. Noch ist es zu dunkel zum Fotografieren. Der Himmel ist von einer geschlossenen Wolkendecke verhüllt. Zwei Dik-Diks, kleine zierliche Zwergantilopen, springen vor dem Wagen auf. Thomsongazellen sind wieder in großer Anzahl vertreten. Plötzlich stehen vor uns wuchtige, schwarze Schatten. Felsblöcke? Nein, Kaffernbüffel. Vier gewaltige Burschen, dabei ein besonders kräftiger Bulle mit weit ausladendem Gehörn. Sie ziehen mit erhobenem Kopf die Luft ein und gehen ab. Wir kommen zum Seronera-

Fluß. Paviane laufen durch das hohe Gras und flüchten vor uns auf eine Schirmakazie. Als wir aber auch an diesen Hochsitz unserer Hundsaffen heranfahren, rutschen sie am Stamm herunter und suchen sich einen weiter entfernten Baum als Zufluchtsort aus. Eine Mutter ist bei der Horde, die ihr Neugeborenes am Bauch trägt. Der mächtige Pascha bellt zu uns herüber. Er ist über die Störung seines Familienlebens sehr verärgert. Am Flußufer stehen Nimmersattstörche und Nilgänse. Schwarzweiß gezeichnete Kiebitze nicken mit den Köpfchen ruckartig auf und ab. Riedböcke springen aus dem Busch, sichern und ergreifen die Flucht. Dann fahren wir wieder durch riesige Herden von Thomsongazellen. Ich möchte diese reizende Antilope auf „Schwanzwedler“ umbtaufen, denn die Tiere wedeln ununterbrochen mit ihren kleinen schwarzen Schwänzchen. Im Hintergrund stehen Topi-Antilopen mit neugeborenen Kälbern. Ein Rudel Wasserböcke, es besteht aus Weibchen, halbwüchsigen Jungtieren und einem erwachsenen Bock, hat sich mit Schwarzfersen-Antilopen zusammengetan. Plötzlich ruft unser Boy: „Simba!“ Wo sind Löwen? Wir suchen mit dem Glas das Steppengras ab. Wahrhaftig, dort schauen zwei Ohren und zwei Augen über die Grasspitzen hinaus. Ein männlicher Löwe. Als wir uns ihm auf 15 Meter genähert haben, steht er auf. Wir sind enttäuscht, denn dieser Löwe ist kein stolzer Herrscher über die Tierwelt. Er ist ein armer, schwerverletzter Krüppel. Zwei lange Narben ziehen sich über seine linke Schulter. Die Rippen zeichnen sich deutlich ab. Er hinkt stark. Im Kampf mit einem Nebenbuhler hat er sich diese schweren Verletzungen zugezogen, die es ihm unmöglich machen, eine Antilope oder ein Zebra zu schlagen. Wahrscheinlich hat er sich in den letzten Wochen nur von Mäusen, Ratten und anderen kleinen Säugetieren ernährt. Er muß einen riesigen Hunger haben. Wir sollten ihm einen Braten versorgen. Aber das ist nicht erlaubt. Löwen dürfen in der Serengeti-Steppe nicht geködert werden. Wir beschließen, den zuständigen Wildschutzbeamten zu bitten, für den armen Invaliden ein Zebra zu schießen. Langsam zieht Simba ab. Er schaut sich immer wieder nach uns um. Wenn er schon mit seinen Artgenossen so schlechte Erfahrung gemacht hat, wie sollte er dann den Menschen trauen. Wir lassen den kranken Gesellen in Ruhe und suchen weiter nach anderen Löwen. Keine hundert Meter sind wir gefahren, als wir auf ein Rudel von sieben Löwen treffen. Drei Löwinnen liegen im Gras und schauen uns interessiert an, während die bemähten Gatten faul im Schatten einer Akazie schlafen. Rolf ist immer startbereit. Mit Löwen ist nicht zu spaßen, besonders mit Löwinnen nicht, denn es ist nicht selten vorgekommen, daß die Löwen hinter einem Auto hergerannt sind, und der Fahrer Vollgas geben mußte. Löwen haben auch schon auf dem Kühler und sogar im Auto gesessen. Wir haben es aber heute anscheinend mit faulen und friedlichen Vertretern ihrer Art zu tun. Sie blinzeln müde. Ich filme und fotografiere die großen Raubkatzen von allen Seiten. Uns trennen nur 10 Meter von den Löwen. Dann fahren wir weiter und lassen das faule Pack schlafen. Ein Warzenschwein rennt mit steil aufgerichteten Schwänzchen davon und scheucht dabei auch einen Trupp Thomsongazellen auf. Immer noch fahren wir am Fluß entlang, der hier von einem Palmendickicht eingehüllt ist.



Innerhalb von zwei Tagen sahen wir in der Serengeti-Steppe 31 Löwen



Die Regenzeit kündigt sich an

Am Himmel ziehen Wolken auf. „Es wird Regen geben“, sagt Rolf. „Hoffentlich ist es nur ein kurzes Gewitter, denn wenn es hier längere Zeit regnet, bleiben wir mit dem schweren Wagen im Lehm stecken“. In den frühen Nachmittagsstunden beginnt es zu regnen. Zum Fotografieren und Filmen fehlt uns jetzt das geeignete Licht. Trotzdem können wir mit dem Ergebnis des ersten Tages in Seronera zufrieden sein. Es geht schon auf Mitternacht zu, als ein Auto im Camp ankommt. Der Landmesser von Arusha ist es. Er will Vermessungsarbeiten am Viktoriasee vornehmen. Mit seinem Landrover ist er im Regen steckengeblieben. Er konnte den Wagen aber ausgraben und ist mit Verspätung an seinem Tagesziel angelangt. Ein anderer Wagen, der keinen Vierradantrieb hat und schwerer als der Landrover ist, steckt in der Serengeti-Steppe fest. Das sind keine guten Aussichten für unsere Safari. Aber vielleicht haben wir morgen wieder schönes Wetter.

Als der Morgen graut, schauen wir besorgt auf die Wolkendecke, die fast lückenlos den blauen Tropenhimmel verhüllt. Wir wollen aber noch nicht aufgeben und beschließen, heute 50 Meilen in Richtung Viktoriasee zu

Große Wildherden standen in den Steppen am Seronera-Fluß. Dort trafen wir auch auf diese Gnuherde. Die meisten Tiere in dieser Herde waren Teilalbinos, denn sie hatten große weiße Flecken auf ihrem Fell.



fahren, um Büffel zu suchen. Vorerst begegnen wir aber wieder Löwen. Zwei prächtige Mähnenlöwen ergreifen vor uns die Flucht. Sie rennen an Thomsongazellen und Zebras vorbei, die sich nur erstaunt nach den Herren der Steppe umschauen, aber ruhig stehen bleiben. Das Wild weiß genau, daß ihm von diesen flüchtenden Raubkatzen keine Gefahr droht.

Eine Horde Warzenschweine trabt mit steil nach oben gestellten Schwänzen davon. Vor uns liegt eine Hyäne auf dem Weg. Sie läßt uns bis auf 5 Meter herankommen, ehe sie aufsteht und das rechte Hinterbein schonend durch das Steppengras hinkt. Wahrscheinlich leidet sie an Sandflöhen.

Der Busch wird immer dichter. Bald fallen Tsetsefliegen in großen Schwärmen über uns her. Wir erwehren uns dieser Quälgeister, so gut es geht.

Die Sonne ist längst hinter den Wolken verschwunden. Es beginnt zu regnen. Wir beschließen, zum Lager zurückzufahren. Pfüten stehen in den Fahrinnen. Die Räder rutschen, und der Wagen schlingert. Es wird immer schwieriger, durch den Morast zu kommen. Der Motor heult, der Wagen macht einen Satz nach vorn und steht still. Wir stecken fest. Gras wird abgehauen. Steine werden untergelegt. Vergeblich, die Räder drehen sich, aber können in diesem Schlamm nicht greifen. Der Wagenheber wird angesetzt, aber statt den Wagen zu heben, bohrt er sich in den Schlamm hinein. Es muß erst eine feste Unterlage aus Steinen für den Wagenheber geschaffen werden. Die Boys schlagen mit ihren Buschmessern Flötenakazien um und bauen einen Knüppeldamm. Endlich sind die Ketten über die Räder gezogen. Wieder heult der Motor auf, die Räder drehen sich, Holz kracht, der Wagen bewegt sich. Wir haben es geschafft. Wie wird das Wetter morgen sein? Das ist die bange Frage, mit der wir heute unter unser Moskitonetz kriechen.

Unsere Hoffnung auf weitere gute Aufnahmen wird stark getrübt, denn innerhalb der ersten Stunde unserer Morgenpirsch hat sich der Himmel wieder mit dicken Wolken überzogen. In kurzer Zeit wird es regnen.

„Wir müssen so schnell wie möglich die Serengeti verlassen. Anscheinend beginnt in diesem Jahr die Regenzeit früher als sonst. Wenn es noch einen Tag regnet, sitzen wir hier für viele Wochen fest“, sagt Rolf. Dieses Risiko wollen wir nicht eingehen. Schnell fahren wir zum Camp zurück und rufen den Boys zu, sie sollen packen. In einer Stunde ist der Wagen beladen. Wir nehmen Abschied von Seronera.

Der Pfad ist schlammig und oft müssen wir ihn verlassen, um nicht in einem der tiefen Schlammflöcher zu versinken. Zebras ziehen in riesigen Herden durch das schon mit frischem Grün durchsetzte Steppengras. Vor vier Tagen war in diesem Gebiet außer Thomsongazellen kein Wild zu sehen. Jetzt finden die Tiere auch hier Wasser und wandern vom Fluß hinweg in die Grassteppe. Der Wagen springt über Schlaglöcher. Wir werden von den Sitzen hochgeworfen und stoßen mit den Köpfen gegen das Holzdach des Wagens. Plötzlich setzt der Motor aus. Rolf betätigt den Anlasser, aber der Wagen springt nicht an. Zwei Drähte haben Kurzschluß. Mit Isolierband wird der Schaden behoben, aber inzwischen ist die Batterie entladen. Rolf ruft dem Boy zu, die Handkurbel zu bringen. Der Boy schüttelt den Kopf, eine Handkurbel hat er vergessen, mitzu-

nehmen. Rolf sagt ihm einige Liebenswürdigkeiten, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Wir müssen versuchen, den Wagen zu schieben. Wohl gelingt es uns, das Auto zu bewegen, aber der Motor springt nicht an. Das Gelände hat kein Gefälle, und der aufgeweichte Boden klebt. Was sollen wir tun? Bis zum Camp zurück sind es mindestens 35 Kilometer. Sollen wir zwei Boys zum Camp schicken? Sie könnten gegen Mitternacht dort sein. Aber das können wir nicht verantworten. Es gibt viel Löwen in der Serengeti. So müssen wir hier übernachten und hoffen, daß ein Wagen vorbeikommt. Aber weit und breit ist kein Baum, nicht ein Dornenbusch, der uns Holz zu einem Lagerfeuer liefern könnte. Wir benötigen Feuer, um uns ein bescheidenes Mahl zu bereiten und die Raubtiere fernzuhalten. Am Horizont ist ein bewaldeter Hügel. Bis dorthin sind es aber mindestens noch 10 Kilometer. Eine Horde von 25 Hyänenhunden sitzt etwa 200 Meter von uns entfernt auf dem Weg. Es ist nicht sehr beruhigend, solche Nachbarn zu haben. Rolf schlägt vor, den Wagen langsam bis zu dem Hügel zu schieben. Er unterschätzt die Entfernung. Das schaffen wir nicht. Noch einmal versuchen wir das Auto zum Rollen zu bringen. Auch die Neger haben unsere aussichtslose Lage erkannt und stemmen sich mit ganzer Kraft gegen den Wagen. Das Auto bewegt sich und rollt schneller als bisher. Rolf springt in den Wagen und macht einen letzten Versuch. Der Motor springt an. Wie angenehm kann doch das Geräusch eines Motors klingen. Schnell steigen wir ein und fahren los. Jetzt dürfen wir nicht mehr anhalten, denn wir wissen nicht, ob die Batterie sich auflädt. Gemeinsam beschließen wir, auf das Mittagessen zu verzichten, und bis zum Ngorongoro-Krater ohne Pause durchzufahren, wenn uns der Motor nicht im Stich läßt. Immer näher kommen die dunklen Regenwolken. Hinter uns muß es in Strömen regnen, denn der Horizont ist schwarz.

Wir erreichen Arusha gegen 23 Uhr. Hier wollen wir übernachten, die Bremsen reparieren lassen, einen zweiten Wagen mit Zelten, Lampen und Lebensmittel beladen und zum Manyara-See fahren. Bei unserem Abstieg vom kleinen ostafrikanischen Graben nach Mto-Wa-Mbu haben wir eine große Herde Elefanten in der Nähe des Sees gesehen. Die wollen wir in den nächsten Tagen filmen und fotografieren. Es wird nicht leicht sein, denn am Manyara-See wird oft gejagt, und die Elefanten sind dort sehr vorsichtig, aber auch angriffslustig. Das Wetter aber soll zu dieser Jahreszeit am Manyara-See günstig sein.

Wir werden vom Pech verfolgt. 10 Meilen hinter Arusha bleibt der Lastwagen stehen. Der Ventilatorriemen ist durchgebrannt. Es ist heute bereits der dritte Riemen, der ersetzt werden muß. Der eingeborene Fahrer aber kommt nicht auf den Gedanken, daß am Motor ein Fehler ist, wenn drei Ventilatorriemen durchbrennen. Wir müssen nach Arusha zurückfahren und einen anderen Lastwagen holen. Nach zwei Stunden sind wir wieder startbereit. Unser Safari Gepäck ist auf den neuen Lastwagen umgeladen. Wir müssen uns beeilen, um noch vor Sonnenuntergang den Manyara-See zu erreichen. Kurz vor Mto-Wa-Mbu stehen sieben Giraffen an der Straße. Zwei Giraffenkinder sind höchstens zwei Wochen alt. Sie schauen neugierig zu uns herüber. Eine seltene Gelegenheit bietet sich uns, von diesen

langhalsigen Riesen, die vom Licht der untergehenden Sonne beschienen werden, gute Aufnahmen zu machen. Langsam schreiten die Giraffen durch das Steppengras, bleiben hin und wieder einmal an einem Dornenbusch stehen, äsen die grünen Blättchen und ziehen weiter. Wir können uns von diesem unbeschreiblich schönen Anblick kaum trennen. Eine halbe Stunde später haben wir unseren Lagerplatz erreicht. Die Zelte werden aufgeschlagen. Der Koch sucht Holz und zündet das Lagerfeuer an. Wir sitzen in unseren Feldstühlen und betrachten mit den Ferngläsern das Wild, das aus dem gegenüberliegenden Schirmakazienbusch heraustritt, über die Steppe wandert und in einem kleinen Wäldchen verschwindet, an dessen Rand wir kampieren. 26 Giraffen, 250 Zebras und mindestens ebensoviel Gnus zählen wir. Eine Hyäne rennt an den Herden vorbei. Später, als es schon dunkel ist, hören wir ihr Geheul nahe bei unserem Zelt. Zebras wiehern und gegen Mitternacht beginnen die Löwen zu brüllen. Auch die Flußpferde lassen ihre Stimme erschallen.

Am nächsten Morgen brechen wir zeitig auf. Wir wollen zum See fahren und versuchen, Büffel und Elefanten vor die Kamera zu bekommen. Vorerst fahren wir durch dichten Urwald, der die ostafrikanische Grabenwand bedeckt und nahe an das Ufer des Sees herantritt. Überall finden wir frische Elefantenlosung. Paviane laufen über den schmalen Pfad. Nach einer Stunde erreichen wir den Schilfgürtel und sehen die ersten

Kaffernbüffel in der Obstgartensteppe



Büffel. Die Herde besteht aus etwa 30 Tieren. Sie haben uns sofort entdeckt und ziehen in ein Gebüsch, das aus niedrigen Akazien besteht. Nur eine Kuh bleibt draußen und äugt zu uns herüber. Wir warten. Ich stelle die Filmkamera auf, messe das Licht und richte das Teleobjektiv auf die Waldecke, in der die Büffel verschwunden sind. Bald wagen sich die ersten Tiere wieder aus ihrer Deckung heraus. Auch eine Kuh mit Kalb ist dabei. Das Büffelnälbchen trägt noch sein hellbraunes Kindheitskleid. Schließlich kommt auch ein starker Bulle hervor. Seine Hörner liegen wie ein schwerer Helm auf seinem mächtigen Kopf. Auf seinem Rücken sitzt ein Schwarm Madenhacker. Er versucht von uns Witterung zu bekommen, aber der Wind steht günstig. Ich habe schon 60 Meter Film ablaufen lassen. Nur könnten sich die Tiere jetzt etwas bewegen. Rolf läßt die Autohupe ertönen. Sofort macht die ganze Herde kehrt, die Madenhacker fliegen auf, und in Staub gehüllt geht die ganze Gesellschaft ab. Wir fahren weiter und kommen zum Seeufer. Mit dem Fernglas sehen wir auf der anderen Seite des Sees einen riesigen Schwarm Flamingos. Es müssen mindestens 200 000 Vögel sein. Wir beschließen, morgen von der anderen Seite an den See heranzufahren, und die Flamingos zu fotografieren.

Im Masaikral am Manyara-See

Am nächsten Tag brechen wir gegen 9 Uhr auf und fahren zur anderen Seite des Manyara-Sees. Wir müssen den Wagen fünf Kilometer vom Ufer entfernt stehen lassen, weil er in dem weichen Boden versinken würde. Wir laufen zum Schilfrand und stellen fest, daß die Flamingos heute auf der anderen Seite des Sees stehen. Dann müssen wir eben morgen noch einmal unser Glück versuchen. Wir wollen jedoch den Vormittag nicht ungenützt vorübergehen lassen und besuchen deshalb ein Masaidorf, das in der Nähe des Sees liegt. Bald sind wir von den stark duftenden, braunen Menschen umringt. Fliegen fallen zu Tausenden über uns her. Ursula beschäftigt sich mit den Masaifrauen und deren Kindern. Ich habe den Eindruck, daß sie sich gut verstehen.

Soll Ursula hier selbst erzählen, was sie mit den Masaimüttern erlebte. Etwa 16 Kilometer von unserem Lager entfernt liegt am anderen Ufer des ausgetrockneten Sees eine Masai-Boma.

Zwei Krale liegen dicht nebeneinander. Eine Dornenhecke umschließt die Hütten und den Dorfplatz. Sie soll das Vieh, das abends in den Kral getrieben wird, vor den nächtlichen Raubzügen der Löwen schützen. Die Hütten sind einfach gebaut. Ein Flechtwerk von Ästen und Zweigen gibt die Form, und ein Gemisch von Schlamm und Kuhdung ergibt den Mörtel, um das Haus regendicht zu machen. Duftend wie die Hütten sind ihre Bewohner, die unseren Wagen umringen. Rechts stehen die jungen Krieger, auf ihre Speere gestützt, links die Frauen und Kinder. Wir begrüßen sie nach Eingeborenenart, mit leicht gehobenem Arm, ihnen die Handfläche zeigend. Dieser Gruß bedeutet: ich habe keine Waffe, ich komme als Freund. Wolfgang verteilt Zigaretten an die Krieger, ich krame

in meiner Tasche und finde noch ein paar Bonbons für die Frauen und Kinder, aber sie wissen nicht, was sie damit machen sollen. Ein kleiner Junge begreift, daß es sich um etwas Eßbares handelt, er steckt das Bonbon — mit dem Papier — in den Mund. Ich mache ihnen vor wie man Bonbons ißt. Rolf spricht mit den Männern masaiisch. Er fragt den Dorfältesten nach der Größe seiner Herde. Stolz antwortet dieser: „1 000 Stück Vieh gehören mir“. Er hat allen Grund stolz zu sein. 1 000 Stück Vieh haben einen Wert von 200 000 Mark. Auch die zahlreichen Frauen und



Kinder sind alle sein persönliches Eigentum. Ich gehe zu den Frauen. Während Wolfgang unsere Kleinbildkameras mit den Teleobjektiven ausrüstet und die Kinokamera „schußfertig“ macht, gewinne ich langsam das Vertrauen der braunen Menschen.

Kinder sind Brücken — von Frau zu Frau, auch in Afrika. Weil ich Kinder liebe, finde ich schnell Kontakt. Trotzdem fast alle ein schmutziges Näschen haben, trotzdem die Fliegen zu Dutzenden an Nase, Mund und Augenwinkeln sitzen und das spärliche Haar kotverklebt ist; ihr Lachen ist genau so glücklich und gewinnend, wie das Lachen unserer Kinder.

Ich habe große Lust, den Kleinen mit Wasser und Seife den Dreck herunterzuschrubben, aber beides ist hier nicht aufzutreiben. Dann werde ich eben mit schmutzigen Kindern spielen. Es ist zwecklos, daß Hamissi mich warnt: „Mama, wenn Du die Kinder anfaßt, mußt Du Dich dreimal baden, ehe Dich Dein Bwana — Dein Herr — wieder ins Zelt läßt“ — ich habe schon einen kleinen Nackedei auf dem Arm. Erst schaut mich der kleine Junge furchtsam an, er hat bestimmt noch keine weiße Frau gesehen. Als ich aber „Hoppe — hoppe — Reiter“ mit ihm mache, lacht er, daß die weißen Zähnnchen blitzen und patscht mir vor Vergnügen mit seiner kleinen braunen Hand mitten ins Gesicht.

Die kleinen Kinder werden von ihren Müttern in ein Tuch eingebunden auf dem Rücken getragen. Ich gehe von Frau zu Frau, bewundere ihre Kinder und sage jedesmal in Suaheli: „Du hast ein schönes Kind, Mama, Du hast ein gutes Kind“. Nur einmal bei einem schlafenden Baby vergesse ich das Sprüchlein zu sagen. Ich streichle ihm nur sanft die Wange, lächle der Mutter zu und will weitergehen. Da hält mich die Frau zurück. Sie öffnet ihrem schlafenden Kind gewaltsam die Augen und sagt: „Schau, ich habe auch ein schönes Kind“. Ich bestätige das, und sie ist zufrieden. Am Boden hockt eine junge Mutter. Sie winkt mich heran. Ich setze mich neben sie, denn ich vermute, daß sie ein Kind stillt. Als sie ihr Gewand aufbindet, sehe ich ein dickes braunes Baby, vielleicht sieben Monate alt. Plötzlich kreischt die Mutter auf, die Frauen kichern, und auch ich lache, als ich ein kleines Bächlein vom Gewand der Mutter herabrinnen sehe — braune Babys haben keine Windeln. Die Frau trocknet das Kind ab und setzt es mir auf den Schoß. Sie gibt mir die Erde in die Hand, damit soll ich dem Kleinen die Fußsohlen abreiben. Daß ich es auch ansucken soll, widerstrebt mir. Ich mache: „toi, toi, toi“, aber das zählt bei den Masai-frauen nicht. Sie machen mir vor, wie ich spucken soll, und ich tue es schließlich, um das glückbringende Zeremoniell zu beenden.

Die braunen Weiblein wollen meinen Schmuck sehen, doch ich trage nur den Ehering. Sie sind enttäuscht. Nur eine Frau nicht. Ihr gefällt der Ring. Sie will ihn haben. Ohne zu fragen, ob ich damit einverstanden bin, versucht sie, ihn vom Finger zu streifen. Um ihr das zu erschweren, krümme ich den Finger ein wenig. Sie merkt es sofort. Sie wird ärgerlich und drückt den Finger wieder gerade. Kurze Zeit bemüht sie sich noch, dann gibt sie es auf. Da hat eine andere blaue Linien an meinem Handgelenk entdeckt. Aufgeregt schiebt sie den Jackenärmel hoch, mit ihrem Finger den Weg der Adern verfolgend. Sie kratzt darauf herum. Die Farbe ist echt. Sofort betrachtet sie aufmerksam ihren Arm, vergleicht und — staunt. Bei der weißen Frau ist vieles ganz anders. Sie fragen, ob mein Körper genau so gebaut ist wie ihrer. Ich bejahe es, aber sie glauben mir nicht. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Seit ich in Afrika bin, habe ich aus praktischen Gründen einen männlichen Haarschnitt, ich trage lange Hosen, Männerhemden und eine Jacke, deren Tascheninhalt (Notizbücher, Ausweise, Sonnenfilter für die Kameras, Schlangenserum usw.) sämtliche weiblichen Formen verwischt. Die Zweifel an meiner Weiblichkeit sind verständlich. Sie wollen es bewiesen haben. Zögernd gestatte ich ihnen, mich zu betasten. Endlich glauben sie mir.

Die Masai tanzen für uns

Wir verabschieden uns von den braunen Menschen, die uns fröhlich winken. In zwei Tagen werden wir sie wieder besuchen. Sie wollen für uns tanzen, wenn wir ihnen Pombe — Eingeborenensbier — kaufen. Hoffentlich ist schönes Wetter, denn wir wollen den Tanz der Masai unbedingt filmen.

Es ist kein schönes Wetter. Es ist ein Morgen in grau. Dicke Wolkenberge liegen auf dem Berg gegenüber unserem Lager, und der Wind treibt sie auf uns zu. Was sollen wir machen? Wir haben das Bier bei der alten Negerin in Mto-Wa-Mbu bestellt und müssen es abholen. Was machen wir aber mit den vielen Litern saurem Bier, wenn es regnet? Werden wir jemals wieder die Gelegenheit haben, tanzende Masai zu filmen, wenn uns das heutige Fest verregnet? Es ist zum Verzweifeln!

Die Frauen haben sich das Gesicht mit roter Erde eingerieben. Statt der einfachen braunen Tücher tragen sie heute perlenbestickte Gewänder aus gegerbtem Ziegenleder, mit brauner Erde gefärbt. Sie holen für den Dorfältesten und seine unbeschreiblich häßlichen Altersgenossinnen kleine, geschnitzte Schemel. Der Alte läßt sich nieder, und die jungen Krieger stellen das Bier zu seinen Füßen auf. Einer der Krieger schlürft die kleine Bierlache auf, die sich auf dem mit Stoffetzen verstopften, verstaubten Blechgefäß ausgebreitet hat. Mir wird übel bei dem Anblick.

Früher tranken die Masai das Bier aus den Hörnern ihrer Rinder. Heute nehmen sie alte Konservendosen, die sie gefunden haben. Der Alte hat den ersten Schluck getan, das Fest beginnt. Die Frauen und Mädchen stellen sich auf, ihnen gegenüber die Männer und Knaben. Sie singen sich an. Erst singt eine Frau allein, hell und kreischend, dann singen alle Frauen — immer die gleiche Melodie. Ein Mann antwortet mit einer dunklen Melodie, dann singen auch die anderen Männer. Es ist ein Wechselgesang.

Die Frauen wiegen den Oberkörper vor und zurück, alle im gleichen Rhythmus, wobei die schweren Halskragen auf die Brüste schlagen, und die Ohrgehänge hin und her schaukeln. Auch die Männer bewegen sich rhythmisch. Sie singen nicht mehr. Sie geben den Atem stoßweise von sich und erzeugen damit einen dumpfen Takt zum Gesang der Frauen. Dabei wippen sie von den Fersen auf die Zehen — auf, nieder, auf, nieder. Einer der Krieger tritt aus der Reihe heraus. Er trägt einen aus Straußenfedern gefertigten Kopfputz und bewegt sich steif hüpfend auf die tanzenden Mädchen zu. Immer lauter wird der eigenartige Nasenlaut der Männer, sie feuern den Tänzer an, der jetzt vor einer Dorfschönen springt. Mit steif angelegten Armen und durchgedrückten Knien schnell er kerzengerade in die Höhe. Das Mädchen lacht ihn an, und er hüpfte zurück zu den Männern. Abwechselnd springen alle Krieger. Auch die Mädchen nähern sich den Männern. Dem schönsten Krieger schöne Augen machend, wiegen sie den Oberkörper, von dem längst im Eifer des Tanzes das Tuch herabglitt. Langsam gehen sie rückwärts wieder an ihren Platz zurück. Wir sehen das ganze Fest fast ausschließlich durch den Sucher der



Die Masaimädchen wiegen beim Tanz den Oberkörper vor und zurück

Kameras. Die Sonne scheint, es ist herrliches Fotowetter. Wolfgang rinnt der Schweiß von der Stirn. 90 Meter Film hat er schon gedreht. Immer wieder macht er neue Einstellungen, sucht neue Motive. Es ist unbeschreiblich heiß. Das ist gefährlich für den Film, durch die hohe Temperatur kann die empfindliche Schicht verändert werden. Ich fotografiere mit zwei Apparaten: farbig und schwarzweiß.

Der Himmel ist wieder bewölkt. Wir müssen zum Lager zurück. Eine Frau zeigt mir einen schönen Lederrock. Seine Ränder sind mit Zebrafell umnäht. Sie will ihn für 12 Schilling verkaufen. Ich freue mich und gebe ihr das Geld.

Wir brechen auf. Da kommt die Frau wieder, die mir den Rock verkauft hat. Sie habe es sich überlegt, sie möchte ihn wiederhaben. Ich gebe ihr den Rock und sie mir das Geld. Wir verabschieden uns vom Dorfältesten und gehen zum Wagen. Da kommt die Frau mit dem Rock hinter uns hergerannt und ruft: „Für 20 Schilling kannst Du jetzt meinen Rock haben“. Ich will nicht handeln und lehne ab.

Immer leiser wird der Gesang der tanzenden Masai, bis er im Motorengeräusch unseres Wagens verebbt.

Abends gehört das Feuer den Negeren. Sie hocken um das Feuer herum und erzählen sich bis spät in die Nacht die Erlebnisse des Tages: vom Kaffernbüffel, der uns beinahe ins Auto gerannt wäre, oder von der Warzenschweifamilie, die in der Abendsonne spazieren ging und sich



Plötzlich stand dieser Kaffernbüffel vor uns

schnell ins Gebüsch retten mußte, weil ein Adler auf sie herabstieß, um ein Ferkel zu erbeuten.

Hamissi ist immer Hauptperson des abendlichen Palavers. Er ist ein richtiger Komiker. Er parodiert den Gesang und den Tanz der Masai-frauen. Wir schleichen uns an das Feuer heran, um seinen Darbietungen heimlich beizuwohnen, aber sein Jägerohr hört uns sofort und er bricht ab. Ärgerlich ruft er uns zu: „Ihr habt den Masai viel Bier geschenkt, und sie haben für euch getanzt. Ihr wollt zusehen, wie ich tanze, und ihr gebt mir kein Bier“.

Ich kann in Afrika nicht sofort einschlafen, weil es zu schwül im Zelt ist. Erst der gegen Mitternacht aufkommende Wind bringt Kühlung. Oft stehe ich auf und schaue durch den Moskitoschleier hindurch in die Nacht. Ich sehe eine Hyäne dicht an unserem Zelt vorüberlaufen. Draußen in der Steppe stehen Gnuherden.

Weit entfernt vom Großstadtlärm, nur von Tieren umgeben, schlafe ich ein.

Begegnung mit Schlangen

Wir sind nach Momella zurückgekehrt. Durch tägliche Gewitter kündigte sich die kleine Regenzeit an. Auch heute regnet es seit den frühen Morgenstunden ohne Unterbrechung. Der Meru ist in dichten Nebel gehüllt.

In den letzten Tagen sind wir der ersten lebenden Schlange in Afrika begegnet. Eigentlich suchten wir Elefanten, die sich nach Aussage der Neger in der Nähe der Farm aufhalten sollten. Das Gelände ist hier dicht mit Sträuchern bestanden, und nur die Wildwechsel gestatten es, in den Busch einzudringen. Wohl fanden wir überall frische Fährten und Losung, aber von den Dickhäutern selbst war nichts zu sehen. Plötzlich ruft Ursula laut: „Eine Schlange — hier ist eine Riesenschlange“. Wenige Zentimeter vor ihren Füßen liegt über den Wildpfad lang ausgestreckt eine Python. Ich schätze die Länge der Riesenschlange auf drei Meter. Ursula wäre beinahe auf die Schlange getreten. Erst im letzten Augenblick hat sie das Reptil bemerkt. Wenige Sekunden bleibt die Python ruhig liegen, dann schnell sie sich nach vorn und verschwindet in einem Dornenbusch.

Gestern ist es uns endlich gelungen, Flamingos zu fotografieren. Nachdem wir vergeblich versucht hatten, an die Flamingos vom Manyara-See heranzukommen, beschlossen wir, unser Glück mit den Flamingos vom Momella-See zu versuchen. Nach einer Stunde Fahrt mit dem Landrover kamen wir zum See, an dessen Ufer wir entlanggehen mußten, um die kleine Bucht zu erreichen, in der die schönen Stelzvögel stehen. Nach einem Fußmarsch von 1½ Stunden gelang es uns, unbemerkt an die Flamingos heranzukommen. Inzwischen aber hatte sich die Sonne hinter Wolken versteckt. Nur noch wenige Löcher waren in der grauen Wolkendecke zu finden, und wir hofften, daß doch ein paar Sonnenstrahlen durch eines dieser Löcher auf unsere Flamingos fallen würden. Schließlich erfüllte sich der Wunsch. Die Flamingos standen, von der Sonne beschienen, am Ufer des Sees. Wir schlichen uns so nahe wie möglich an die Tiere heran, richteten uns auf und fotografierten sie. Kaum hatten die Flamingos uns entdeckt, als sie ihre Flügel ausbreiteten und im rasanten Schwarm,

der sich wunderbar gegen das dunkelgrüne Wasser abhob, auf den See hinausflogen und sich auf dem Wasser niederließen. In der Hoffnung, daß die Vögel bald zurückkehren würden, versteckten wir uns hinter einem großen Lavabrocken, der nahe am Ufer lag. Aber die Flamingos trauten dem Frieden nicht. Sie schickten einen Späher aus, der sich von dem Schwarm trennte und schnell zum Ufer schwamm. Dort stellte er sich auf seine langen dünnen Beine, schüttelte sich die Nässe aus dem Gefieder und lugte von weitem hinter unser Versteck. Damit war seine Mission offensichtlich beendet, denn er flog zum Schwarm zurück und hat dort wahrscheinlich verkündet, daß die Luft noch nicht rein ist.

Die Wolken hatten sich inzwischen regenbeladen über uns zum Großan- griff aufgestellt. Unser Entschluß, den Rückweg zum Auto anzutreten, kam zu spät. Ein heftiger Gewitterregen klatschte auf uns hernieder, und in wenigen Minuten waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Die Tropenanzüge aus imprägnierter Popeline klebten wie Badeanzüge an unseren Körpern, von den breitkrempigen Hüten floß ein Bächlein herab, und die Schuhe füllten sich mit Regenwasser. Dazu wehte ein kräftiger, kalter Wind. Fröstelnd schritten wir am Seeufer entlang. Nach 20 Minuten war der Regen vorüber. Langsam kämpfte sich die Sonne wieder durch die Wolken hindurch und ihr gelang es auch, gemeinsam mit dem Wind, unsere Anzüge wieder zu trocknen, ehe wir das Auto erreicht hatten. Vorher aber wollten wir noch ein Nashorn fotografieren, das Rolf von der Flamingobucht aus mit dem Fernglas am anderen Ufer entdeckt hatte. Diesem Ufer näherten wir uns jetzt. Wenn es sich noch an demselben Fleck befand, an dem wir es vor einer Dreiviertelstunde gesehen hatten, so mußten wir hinter der nächsten Bodenwelle auf den wehrhaften Dickhäuter stoßen. Rolf schob eine Patrone in den Lauf seines Gewehres — für den Notfall — und fragte mich, ob meine Kamera schußfertig sei. Sie war es, nachdem ich sie mit meinem Taschentuch „trockengelegt“ hatte. Vorsichtig erklommen wir den Hügel, der mit dichtem Gras bestanden war. Wir hören ein lautes Prusten, wie von einer alten Dampfmaschine. Dreißig Meter vor uns steht das Nashorn. Die Madenhacker, die auf seinem Rücken gesessen haben, sind aufgefliegen und haben unsere Anwesenheit verraten. Das Nashorn selbst aber weiß offensichtlich noch nicht, wo der Feind steckt. Es wirft den Kopf herum und versucht, von uns Witterung zu bekommen, aber der Wind steht günstig für uns. Es trabt einige Schritte nach vorn, bleibt stehen, wendet den Kopf nach beiden Seiten, prustet und poltert ein paar Meter nach links. Den Schwanz hat es weit abgestellt. Es ist ein Bulle. Er spritzt in seiner Erregung einen Strahl Harn nach hinten heraus. Während das Nashorn sich bemüht, herauszubekommen, wo wir sind — es hat furchtbar schlechte Augen und kann uns, solange wir uns nicht bewegen, nicht sehen — fotografieren wir den plumpen Gesellen. Wir stehen in der Nähe eines großen Felsblockes, hinter dem wir im Notfall in Deckung gehen können, denn wenn es uns entdeckt, greift es auch sicher an. Aber es entdeckt uns nicht und geht schließlich, laut stampfend und immer wieder schnaubend, ab. Wir müssen gute Aufnahmen bekommen haben, denn das dunkle Nashorn, es hatte sich anscheinend soeben erst gesuhlt, hob sich gut gegen das gelbe Gras ab.

Malaria

Ein bekanntes Sprichwort sagt, daß niemand ungestraft unter Palmen wandeln kann. Leider hat dieses Sprichwort auch für uns Gültigkeit erhalten. Vor drei Tagen begann Ursula über Kopfschmerzen zu klagen. Wir glaubten vorerst, daß die starke Sonnenbestrahlung am Momella-See geschadet habe. Aber schon am nächsten Tag setzte Fieber ein. In den frühen Morgenstunden stieg das Fieber auf 38,9 Grad. Der Verdacht auf Malaria lag nahe. Ich beschloß deshalb, mit Rolf nach Arusha zu fahren, und mich von einem Arzt beraten zu lassen. Außerdem fertigte ich einen Blutausschrieb an. 40 Kilometer liegt Momella von Arusha entfernt. In 1½ Stunden hatten wir die Strecke zurückgelegt. Der Arzt hörte sich die Schilderung des Krankheitsbildes an: Kopfschmerzen, Übelkeit, Schmerzen in den Kniekehlen und 38,9 Grad Fieber.

„Das spricht alles für Malaria“, sagte er. „Es kann aber auch Schwarzwassermalaria oder eine andere Krankheit sein. Auch Malaria ist eine gefährliche Krankheit. Bringen Sie die Patientin so schnell wie möglich in meine Klinik“.

Wir fuhren nach Momella zurück. Der Wagen holperte über Schlaglöcher und Steine hinweg. Bei jedem Sprung, den er machte, stellte ich mir die Wirkung dieser Erschütterungen auf einen Malariaerkrankten vor, der von furchtbaren Kopfschmerzen geplagt wird. Als wir Momella erreichten, war das Fieber bei Ursula bereits auf 39,8 Grad gestiegen. Schnell packte ich die wichtigsten Sachen ein, und eine halbe Stunde nach unserer Ankunft setzte sich Rolf wieder an das Lenkrad seines Landrovers. Ursula saß neben mir, den Kopf auf ein Kissen gelegt, das die Sprünge des Wagens etwas mildern sollte. Rolf bemühte sich, den Schlaglöchern möglichst auszuweichen, aber oft besteht der Weg, der durch Steppe und Urwald führt, nur aus Schlaglöchern, die meist mit Lavastaub ausgefüllt sind, oder er ähnelt einem großen Wellblech, das die Räder des Wagens hin und her schleudert.

Wir erreichten Arusha nach zweieinhalb Stunden. Die Untersuchung ergab Malaria tropica. Dafür spricht auch die Übelkeit. Der Magen will keine Speisen behalten. Ursula erhält sofort eine Resochin-Injektion und mußte später noch zwei Resochin-Tabletten einnehmen. Bereits nach drei Stunden war das Fieber auf 38,9 Grad gesunken. Drei Tage wird die Behandlung dauern. Wir müssen also unsere Safaripläne um eine Woche verschieben.

Der Arzt hat mir Ursulas Blutbild unter dem Mikroskop gezeigt. Deutlich konnte man die von Malariaerregern befallenen roten Blutkörperchen erkennen. Die Malaria-Plasmodien zeichneten sich als dunkle runde Flächen ab. Einige hatten sich bereits vermehrt. Sie waren in viele kleine halbmondförmige Keime zerfallen, die das Blutkörperchen gesprengt hatten, um auszuschwärmen und neue Blutkörperchen zu befallen. „Dieses Blutbild beweist meine Vermutung“, erklärt mir der Arzt, „es ist eine Malaria tropica. Ihre Frau hat sich diese Krankheit am Manyara-See geholt. Der Manyara-See ist bekannt für diese Form der Malaria“. „Wir haben aber

doch regelmäßig unsere Resochin-Tabletten genommen“, werfe ich ein. „Das ist kein hundertprozentiger Schutz“, erklärt mir der Arzt. „Es gibt kein Medikament, das Sie mit Sicherheit vor dieser Krankheit schützen kann.“ Wir sind gestern wieder nach Momella zurückgekehrt, um unsere nächste Safari vorzubereiten. Ursula hat ihre Malaria überstanden und muß zur Nachbehandlung ein Leberpräparat einnehmen. Sie hat in den wenigen Tagen beachtlich an Gewicht verloren. Wir wollen uns zwei Tage Erholung gönnen und dann zum Ngorongoro-Krater fahren. Uns fallen in Momella die zahlreichen Ameisenstraßen auf, die wir vorher nicht gesehen hatten. Safariaameisen werden diese sehr angriffslustigen Insekten genannt. Die großen Soldaten mit den riesigen Kiefern säumen den Wanderweg ihrer Artgenossen. Soldat steht neben Soldat, die furchtbaren Zangen gespreizt, den Kopf, wie eine Gottesanbeterin hoch aufgerichtet, so halten sie Wacht, auf beiden Seiten des Weges, auf dem die emsigen Arbeiter mit ihren Lasten dahinströmen. Wir berühren mit einem Grashalm die Kette der Krieger. Sofort stürzt sich der nächste Soldat auf den vermeintlichen Feind, bäumt sich auf und schlägt ruckartig seine scharfen Zangen in den Halm. Schon sind seine Gehilfen herbeigeeilt, suchen aufgeregt nach dem Eindringling, während die Kette der anderen Soldaten etwas weiter auseinanderrückt und die entstandene Lücke schließt. Der Strom der Wandernden aber fließt ungestört fort. In ihrer

Mit einem geländegängigen Landrover fahren wir 12 000 Kilometer kreuz und quer durch Ostafrika



starren, kampfbereiten Haltung erinnern die Soldaten, wenn man sie einzeln betrachtet, an Fakire, die in Meditation versunken ihr Haupt und ihre Arme der glühenden Sonne entgegenstrecken. Wenn man aber die Kette der Krieger sieht, glaubt man vor einem ineinander verflochtenen Stacheldraht zu stehen. Es ist also gut, wenn man auf seinen Streifzügen durch den afrikanischen Busch nicht nur wegen der Puffotter und der Kobra den Boden absucht, sondern auch auf Ameisen achtet, denn wer seinen Fuß in eine solche Straße stellt, ist in wenigen Minuten von Ameisen überrannt und muß schnell die Flucht vor diesen zwickenden Kämpfern ergreifen.

Wieder im größten Krater der Welt

Wir haben den größten Krater der Welt erreicht. Wie vor drei Wochen wohnen wir auch heute wieder in einer der gemütlichen Hütten des Camps, das in über 2 000 Meter Höhe auf dem Rand des Ngorongoro-Kraters liegt. 43 Jahre sind vergangen, seit der Paläontologe Reck mit einer Trägerkarawane denselben Weg von Arusha zum Ngorongoro, den wir mit unserem Landrover in fünf Stunden zurücklegten, in drei Tagesmärschen hinter sich brachte. Mühevoll mußte er mit seinen Eingeborenen durch die Durststeppe wandern. Oft wußten sie nicht, ob sie am nächsten Tag eine Wasserstelle finden werden. Schließlich kamen sie völlig erschöpft auf der Farm von Siedentopf an. Siedentopf war ein deutscher Farmer, ein eigenwilliger Mensch, der niemand in den Krater hineinlassen wollte, der immer mit den Behörden auf Kriegsfuß lebte und dessen beste Einnahmequelle der Handel mit Gnuschwänzen war, denn Gnuschwänze waren und sind auch heute noch bei den Masai sehr begehrt. Wir haben heute die eingefallenen Mauern der alten Siedentopfschen Farm gesehen. Siedentopf mußte nach dem ersten Weltkrieg Afrika verlassen. Als er später wieder einwandern durfte, hat er sich in Oldeani angesiedelt und ist dort — wie man erzählt — an Maltafieber gestorben.

Schon am ersten Tag — wir sind gestern in den frühen Nachmittagsstunden im Camp angelangt — ging unser Wunsch, Elefanten zu sehen und fotografieren zu können, in Erfüllung. Ein alter Bulle mit nur einem Stoßzahn stand höchstens 80 Meter von unserer Hütte entfernt im dichten Busch. Wir sprangen aus dem Auto, stellten die Filmkamera auf und drehten über 60 Meter Film von diesem alten Herrn. Er kümmerte sich gar nicht um uns und brachte uns sogar seine Mißachtung in deutlicher Form zum Ausdruck, indem er sich löste. Dann brach er einige Zweige ab und verspeiste sie. Ich war ihm dafür sehr dankbar, denn diese Zweige verdeckten seinen Kopf. Nun aber stand er gut sichtbar vor uns. Wir gingen näher an den Einzahn heran, auf 50 Meter. Während ich mit dem Kurbelkasten hin und her zog, um immer wieder neue Einstellungen zu gewinnen, die Objektive auswechselte und neue Filme einlegte, fotografierte ihn Ursula mit der Kamera. Die Gemütlichkeit erreichte ihren Höhepunkt, als uns Halinka, Rolfs Frau, eine Flasche Coca-Cola zur Stärkung brachte. Elefantenaufnahmen mit der Coca-Cola-Flasche in der Hand — was hätte



Dieser Elefantenbulle hatte nur noch einen Stoßzahn. Ohne uns zu beachten, steckte er mit seinem kräftigen Rüssel einen Zweig nach dem anderen in sein Maul.

wohl der Generaldirektor dieser Firma für eine solche Aufnahme gegeben. Er hätte bestimmt unter das Bild schreiben lassen: „Auch wenn Du Elefanten filmst in Afrika — vergiß sie nicht, Deine Flasche Coca-Cola.“ Natürlich ist es nicht überall und immer so bequem und ungefährlich, Elefanten aufzunehmen. Auch sieht man nicht unbedingt Elefanten, wenn man zum Ngorongoro-Krater fährt. Ein bekannter Zoologe, der seit über 40 Jahren in Afrika lebt, ist oft zum Ngorongoro gekommen und hat erst in den letzten Tagen das Glück gehabt, dort Elefanten zu sehen.

Ein Erlebnis, aber auch eine Strapaze, war die Fahrt in den Krater. Über 30 Kilometer muß man auf dem Kraterrand entlangfahren, ehe sich der Weg langsam in großen Serpentinaugen zum Grund des Kraters hinabzieht. Überall fanden wir frische Elefantenlosung. Wir begegneten auch zwei Elefantenbullen, die langsam einen Hang hinaufzogen. Die Wolken, die sich in dicken Schwaden über den Kraterrand wälzten, gaben uns in diesem Augenblick die Sicht auf die Dickhäuter frei und gestatteten der Sonne, ein paar Strahlen auf die Almwiese zu werfen, über die unsere Elefanten wanderten. Schnell machten wir einige Schnappschüsse. Dann zog sich der Wolkenvorhang wieder zu. Trotzdem wir unsere Pullover angezogen hatten, froren wir. Von den Ästen der Bäume hingen lange

Bartflechten. Auf dem Kraterrand ist nie Wassermangel. Hier kann sich der Urwald ausbreiten, und saftige Wiesen bieten zu jeder Jahreszeit dem Wild Nahrung. Daß mitunter die Temperatur unter Null Grad sinkt, stört die Büffel ebensowenig wie die Elefanten. Im Zoologischen Garten jedoch hätten sie sich längst eine Erkältung zugezogen, würden wir sie bei Minusgraden und im feuchten Nebel im Freien übernachten lassen. Der Weg wird immer schlechter. Manchmal versinkt der Landrover bis zu den Achsen in Staublöchern. Der braune, mehligte Staub wird in dicken Wolken aufgewirbelt und pudert alles ein, die Kameras und uns. Wir sehen bald wie Masai aus, die sich mit roter Erdfarbe das Gesicht einge-
rieben haben. Ich sitze im Laderaum des Landrovers auf einem kleinen Feldstuhl. Die ständigen Erschütterungen hält das Stühlchen jedoch nicht ab. Die Leinwand reißt, und ich breche mit meinem Notsitz zusammen. Aus unseren Pullovern und Jacken baue ich mir eine neue Sitzgelegenheit. Jedes Staubloch, jede Bodenwelle, jeden Bocksprung, den unser Wagen macht, registriere ich mit einem blauen Fleck auf meinem „Hinterrücken“. Weit in den Weg hineinragende Zweige, oft mit langen spitzen Dornen, schlagen in den Wagen hinein. Schnell versucht man, diesen überraschen-
den Peitschenhieben zu entgehen und stößt sich dabei mit Sicherheit an einem der Eisenrohre, über die eine Zeltbahn als Dach gespannt ist. Der Staub versetzt den Atem, kitzelt die Schleimhäute der Nase, lockt einen Niesreiz hervor. Man gibt sich ganz dem Genuß hin, den Staub, der in die Nase eingedrungen ist, mit einem Trompetenstoß wieder hinauszu-
fördern und achtet dabei natürlich nicht auf den großen Stein, der auf dem Weg liegt. Ein Ruck, ein Stoß und Kameras, Stativ und Filmtasche rollen durcheinander, von einer Schwade Staub dick eingepudert. Immer muß man schußbereit sein. An jeder Straßenbiegung kann ein Büffel, ein Elefant, eine Pavianherde stehen. Deshalb muß die Exakta-Varex auf dem Schoß liegen, muß ein Teleobjektiv an der Kamera sitzen und der Be-
lichtungsmesser griffbereit an einem Kettchen auf der Brust hängen. Vergeblich versucht man die Objektive vor dem Staub zu schützen. Der Staub ist der größte Feind der Fotografie in Afrika. Mit der Zeit ent-
wickelt man artistische Leistungen. Während das Auto über Stock und Stein springt, wechselt man Filme aus, putzt die Objektive und zieht das Federwerk der Schmalfilmkamera auf. Immer schußbereit zu sein, ist die Hauptsache, wenn man gute Großwildaufnahmen in freier Wildbahn machen will. Je tiefer wir in den Krater hinabfahren, um so lichter wird der Nebelwald. Bald geht er in einen Schirmakazienhain über und schließ-
lich empfängt uns die weite Grassteppe, in der nur an den Wasserlöchern Büsche und Bäume stehen. Gnus und Zebras weiden in der Steppe. Eine Herde Elenantilopen taucht auf, ergreift aber die Flucht, ehe wir uns ihr auf Fotograferdistanz genähert haben. Es ist verwunderlich, wie ver-
schieden das Verhalten der Tiere gegenüber Menschen und Autos ist. Während wir in der Serengeti-Steppe kaum auf 80 Meter an die Zebras herankamen, können wir sie hier im Ngorongoro-Krater aus einer Ent-
fernung von 40 Metern filmen und fotografieren. Es stört sie auch nicht, wenn wir den Wagen verlassen. Sie schauen uns nur einen kurzen Augen-
blick an und äsen dann weiter. Ein Zebrafohlen trinkt am Gesäuge der



Zebras sind überall in Ostafrika zu finden

Mutter. Der Fluchtabstand zwischen Tier und Mensch hängt offensichtlich zum größten Teil von der Erfahrung ab, die das Tier mit dem Menschen gemacht hat und von der Gewöhnung. Der Ngorongoro-Krater wird, da er verhältnismäßig bequem zu erreichen ist, viel häufiger von Safaris besucht, als die Serengeti-Steppe. Die Tiere sind also den Anblick von Auto und Mensch gewöhnt, während das Wild in der Serengeti-Steppe nicht täglich auf Menschen stößt. Überraschend ist aber die Scheu der Elenantilopen. Sind sie in der Nähe der weniger scheuen Gnus oder Zebras, so werden sie auch nicht so zeitig flüchten, wie es geschieht, wenn sie nur unter Artgenossen sind. Am Manyara-See waren die Gnus besonders ängstlich. Im Krater lassen sie uns auf 30 Meter herankommen. Wenn wir am Manyara-See Büffel fotografierten, so achteten wir immer darauf, ob Gnus in der Nähe waren, denn die voreilige Flucht der Gnus veranlaßte auch die Büffel, das Weite zu suchen.

Fern an der Kraterwand stehen sechs Nashörner. Auch eine Nashornmutter mit einem neugeborenen Kalb ist dabei. Einer dieser Dickhäuter steht wenige Meter von einer Masai-Viehherde entfernt, und Gnus weiden sogar zwischen dem Vieh. Nur die Löwen sind seltener geworden, seitdem die Masai im Krater ihr Vieh weiden, denn die Masai sind auch heute

noch der Feind des Löwen. In den letzten Tagen sind Löwen in der Nähe des Camps auf dem Kraterrand gesehen worden. Gestern hat eine Löwin einem Boy im Camp einen furchtbaren Schreck eingejagt. Ein Besucher hatte seinen Wagen in die Garage gefahren. Der eingeborene Boy wollte die Tür schließen, machte aber einen großen Sprung zur Seite, denn hinter der Garagentür stand eine Löwin. Langsam trottete die große Raubkatze davon.

Leider können wir den Nashörnern keinen Besuch abstatten, denn für den Heimweg benötigen wir mindestens vier Stunden, und um sechs Uhr müssen wir wieder im Camp sein. In den Nationalparks darf zwischen abends sechs Uhr und morgens sechs Uhr kein Auto fahren.

Wieder geht es durch den staubigen Akazienwald. Wieder werden wir von oben bis unten mit Lavastaub überschüttet. Erst als wir die Zone des Nebelwaldes erreichen, wird der Boden wieder feuchter und die Fahrt im offenen Landrover angenehmer. Wir halten Ausschau nach Kaffernbüffeln. Leider vergeblich. Ganz in der Ferne, nur noch als graue Punkte zu erkennen, steht eine Elefantenherde, aber Büffel sehen wir nicht. Ursula prophezeit uns scherzhaft an der nächsten Wegbiegung einen starken Büffelbullen, ganz nahe an der Straße. Kaum haben wir die nächste Wegbiegung hinter uns, als wir, keine 30 Meter vom Straßenrand entfernt, einen mächtigen Büffel stehen sehen. Wir springen aus dem Wagen und reißen die Fotoapparate an die Augen. Der Büffel ist so nah, daß sein Körper den ganzen Ausschnitt des Suchers unserer Exaktas ausfüllt. Leider steht er im Schatten. Aber die Wiese hinter ihm ist von der Sonne beschienen, und so hebt sich der gewaltige Bursche als Schattenriß von dem hellen Hintergrund ab. Er äst und bewegt sich dabei auf ein gut beleuchtetes Wiesenstück zu. Wir warten mit schußbereiten Kameras, bis er dieses Stück erreicht hat. Aber der alte Herr nimmt sich Zeit. Er ist sicher der Großvater vieler Büffelnälber, die auf dem Kraterrand leben. Zentimeter um Zentimeter nähert er sich der sonnenbeschiedenen Fläche. Plötzlich, er steht schon am Rande des Schattens, hebt er sein schweres Haupt und schaut uns an. Schon glänzt das feuchte Maul in der Sonne. Die kleinen Augen blicken aus einer Kruste von Schlamm heraus unverwandt auf uns. Madenhacker sitzen auf seinem Rücken. So steht er minutenlang. Dann aber schnaubt er laut, dreht sich blitzschnell um und stampft davon. Ich erwische ihn mit der Filmkamera noch einmal, als er über die von der untergehenden Sonne beschienene Waldwiese rennt, kurz bevor er hinter Bäumen verschwindet. Auch Ursula konnte mit ihrer Kleinbildkamera noch einen Schnappschuß anbringen. Es ist kühl geworden. Kurz vor 18 Uhr erreichen wir das Camp. In unserer Hütte brennt ein Kaminfeuer, dessen Wärme wir sehr wohltuend empfinden.

Heute haben wir einen Blick auf die Serengeti geworfen. Endlos weit lag sie wieder vor uns und übte dieselbe unheimliche Anziehungskraft aus, wie vor drei Wochen, als ich sie zum ersten Mal sah.

Nachmittags gehen wir noch einmal auf Büffelsuche. Leider haben wir wenig Erfolg. Wohl sehen wir große Herden, aber die Tiere stehen durch Schluchten von uns getrennt, zu weit entfernt. Nur ein Bulle äst in der

Nähe des Weges, den wir auf dem Kraterrand entlangfahren. Die Sonne steht schon dicht über den Oldeani, einem Nachbarkrater. Ich kann nur mit langer Belichtungszeit fotografieren. Die Uhr rückt auf sechs, als wir zum Camp zurückfahren. Einen Kilometer vom Camp entfernt steht auf einem kleinen Hügel, der sich neben der Straße erhebt, sich als Schattenriß deutlich gegen den Horizont abzeichnend, ein Elefant. Wir springen aus dem Wagen, um dieses schöne Bild festzuhalten. Der Elefant sieht uns, stellt die Ohren ab, trompetet und greift an. Rolf ruft: „Schnell, wir müssen fort, ehe der Elefant die Straße erreicht!“ Noch einmal Schnappschuß, und dann klettern wir hastig in den Wagen. Schon kommt der Elefant den kleinen Abhang herunter. Er ist keine 40 Meter von der Straße entfernt. Rolf gibt Vollgas, denn an ein Umkehren ist nicht zu denken. Der Weg ist zu schmal und neben ihm fällt die Kraterwand steil ab. Auf der anderen Seite des Weges aber erhebt sich der Hang, den jetzt der Elefant in schnellem Schritt herabkommt. Das Auto springt über Schlaglöcher, der Staub wirbelt auf, und dann haben wir es geschafft. Der Elefant erreicht wenige Meter hinter uns die Straße. Wir atmen auf. Das ist noch einmal gutgegangen. Rolf bittet uns, in Zukunft vorsichtiger zu sein und nicht noch im letzten Augenblick zu fotografieren, wenn er schon zum Rückzug aufgerufen hat. Es lassen sich eben nicht alle Elefanten so gefahrlos fotografieren, wie der Elefant, den wir am ersten Tag am Camp trafen, als wir Coca-Cola tranken.

Wir sind nach Momella zurückgekehrt. Noch am letzten Abend hat uns im Ngorongoro-Camp ein Nashorn besucht. Es stand in derselben Schlucht, in der wir bei unserer Ankunft den Elefanten filmten. Nachdem die Sonne untergegangen war, kam es den Hang heraufgezogen und stand, als es dunkel geworden war, nur noch 20 Meter von der Küchenhütte entfernt, in der Ursula und Halinka, Rols Frau, das Abendbrot zubereiteten. Später gesellte sich noch ein Büffel dazu. Vom Klosetthäuschen, das am Rande des Camps steht, waren die beiden Tiere kaum 15 Meter entfernt. Ihnen schien die Nähe des Menschen nicht unangenehm zu sein. Deutlich konnten wir die Kaugeräusche hören. Sie ließen sich ihr Abendbrot gut schmecken. Für die Gäste des Camps war dieser nächtliche Besuch nicht sehr angenehm. Da weder das Nashorn noch der Büffel daran dachten, das Feld zu räumen, andererseits aber einige Gäste dringend das Klosetthäuschen aufsuchen mußten, waren die Campgäste gezwungen, Sicherungsmaßnahmen zu treffen. Wie es sich in einem solchen Fall für einen Kavalier geziemt, geleiteten die Herren ihre Damen zu jenem Ort, den man eigentlich immer allein aufsucht, und standen vor der Tür Wache. Am anderen Morgen bezahlten wir die Gebühren für die Übernachtung und für den Boy, der die Hütten gesäubert und das Geschirr aufgewaschen hatte. Eine Karte des Ngorongoro-Kraters kauften wir im Verwaltungsgebäude des Camps. Dort empfing der Wildschutzbeamte gerade mit Sprechfunk die Nachricht von Banagi in der Serengeti-Steppe. Banagi meldete, daß eine große Anzahl Löwen in der Nähe des Seronera-Camps sind, daß es wieder geregnet hat, aber der Weg befahrbar ist. Ngorongoro-Camp fragte an, ob die für den vergangenen Tag gemeldete Safari eines Mr. Morrison in Banagi abgegangen sei. Sie wäre in Ngorongoro nicht

eingetroffen. Banagi antwortete, daß die Safari in Richtung Viktoria-See weitergefahren wäre und vorläufig nicht nach Ngorongoro käme. Täglich werden $\frac{1}{2}$ 8 Uhr durch diesen Sprechfunk die wichtigsten Ereignisse von Banagi nach Ngorongoro und von dort nach Arusha weitergegeben. Wenn eine Safari in der Steppe stecken bleibt, wird die Vermißtenmeldung spätestens 24 Stunden nach Aufbruch der Safari von einem Camp dem anderen mitgeteilt, und im Notfall kann der Einsatzwagen der Nationalpark-Verwaltung Hilfe bringen. Sogar ein Sportflugzeug steht zur Verfügung, wenn es gilt, Erkrankte schnell aus der Steppe zu holen und in ein Krankenhaus zu bringen.

Wameru

Die Zwiebelernte ist abgebrochen worden, denn in den letzten Tagen sind die Zwiebelpreise erheblich gesunken. Jetzt sind alle eingeborenen Farmarbeiter mit dem Dreschen des Mais beschäftigt. Die meisten Eingeborenen, die auf der Farm wohnen und arbeiten, sind Wameru. Wie die Masai schmücken sie ihre Ohren. Drei Löcher bohren sie in den oberen Ohrtrand und stecken in die Wunden kleine Stäbchen. Später hängen sie große Perlenringe hinein. Eine junge Mutter ist gerade dabei, ein Perlenarmband herzustellen. Ein breites Lederband wird mit mehreren Reihen kleiner Löcher versehen, durch die später die Hanffäden gezogen werden, an denen die Perlen aufgereiht sind. Der Faden wird mit einem kleinen Holzstäbchen durch das Loch gestoßen und an der Innenseite des Lederbandes verknüpft. Die Merufrau will uns das Armband, wenn es fertiggestellt ist, geben. Auch Mbulu sind unter den Arbeitern. Man erkennt sie an ihren Schmucknarben auf den Wangen. Entweder ist es eine lange, von der Nase bis fast zu den Ohren laufende dünne Narbe, oder es sind drei kleine, senkrecht auf den Wangen dicht nebeneinander stehende Narben. Um den Hals tragen die Mädchen ein breites, an einen Stehkragen erinnerndes Perlenhalsband, von dem viele kleine Kettchen, an denen Metallscheiben befestigt sind, auf die Brust herabhängen. Manche Schmuckform haben die Meru von den Masai übernommen, weshalb sie auch in der Völkerkunde als Masaiaffen bezeichnet werden. Andererseits findet man in den Masaikralen nicht selten Frauen von anderen Stämmen, jedoch halten die Masai an ihren Sitten, Kulturgütern und ihrer Kleidung fest. Sie suchen auch nicht den Kontakt mit dem Weißen und seiner Zivilisation. Auf den Farmen arbeiten keine Masai. Angehörige anderer Stämme jedoch, und dazu gehören auch die Wameru, Wambulu und Warusha, verfallen immer mehr den Lockungen der Zivilisation, verlieren damit auch ihre Bindung an den Stamm und kennen bald keine Verantwortung gegenüber ihrem Stammeshäuptling oder dem Rat der Alten mehr. Sie tragen europäische Kleidungsstücke und werden zur Karrikatur, denn sie verlieren völlig den guten Geschmack, den sie bei der Herstellung ihres ehemals stammeseigentümlichen Schmuckes und der Stammestracht besaßen. Sie bevorzugen knallige Farben, rote Hemden, grellgelbe Halstücher, breite Hüte, und ihr ganzer Stolz ist ein großes Messer im Gürtel.

Da die meisten von ihnen nur eine Garnitur Kleidungsstücke haben, sind die Sachen bald zerrissen. Durch die großen Löcher leuchtet die braune Haut. Zerlumpt laufen sie durch die Straßen der Städte. Andere, die es sich nicht leisten können, Hemd und Hose zu kaufen, besitzen oft nur einen Hut als Zeichen ihrer Zivilisation, und die Frauen sind stolz, wenn sie einen Regenschirm ihr eigen nennen können. An Stelle des geschmackvollen Schmuckes, der früher aus Fruchtkernen, Eierschalen, Muscheln und mit Erde gefärbten Pflanzenfasern hergestellt wurde, treten immer mehr billige Glasperlen, Blechringe und Schaumgoldketten. Die Eingeborenen, die am Rande der Städte leben, schämen sich, wenn sie durchbohrte Ohrfläppchen haben. Sie betrachten diesen Brauch als eine Sitte der „Buschnigger“ — so sprechen sie oft verächtlich von ihren eigenen Stammesangehörigen, die noch in der Steppe oder im Urwald leben — und ziehen deshalb das durchbohrte, gedehnte Ohrfläppchen über den oberen Ohrtrand. Nicht vereinbar mit ihrem Bemühen, den Zivilisierten nachzuahmen, ist ihre Auffassung vom Anstand. Sie spucken noch im großen Bogen durch ihre Zahnlücke, benutzen nach wie vor den Handrücken als Taschentuch und — ich habe es selbst erlebt — stellen sich ungeniert mitten auf den Marktplatz an die große Normaluhr, um ihre Notdurft zu verrichten. Andererseits gilt es jetzt bei ihnen als unmoralisch, wenn die Frauen mit entblößter Brust umherlaufen. Hat die Frau aber ein Kind, so trägt sie es, wie es Stammesbrauch ist, auf dem Rücken und wird, wenn sie es für notwendig hält, ihr Kind am Straßenrand stillen. So verschwimmen die Grenzen zwischen Zivilisation und natürlicher, durch die Stammessitte geprägter Einfachheit, und es entsteht ein Gemisch von Lebensauffassungen, das den „Halbzivilisierten“ oder besser den „Scheinzivilisierten“ auszeichnet. Hilflose Menschen, die keine Bindung mehr haben und nicht recht wissen, wohin sie gehören. Auch dem Recht und der Rechtsprechung gegenüber sind sie meist völlig verständnislos. Wie zu erwarten, kommen solche Menschen nicht selten in Konflikt mit den Gesetzen. Ein Neger, der wegen Beteiligung an einer Schlägerei zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, war empört über dieses Urteil. „Ich habe doch geschlagen, aber nicht mein Geld. Warum bestraft ihr mein Geld?“ fragte er den Richter.

In den letzten Tagen hat es meist morgens von 5 bis gegen 9 Uhr geregnet. Wir haben auch das erste Gewitter in Momella erlebt. Wie ein Wasserfall strömte der Regen hernieder, trommelte auf das Wellblechdach des Farmgebäudes und verwandelte die Wege für kurze Zeit in kleine Wildbäche.

Auch das Bächlein, das vom Meru kommend in einem Graben durch die Farm geleitet wird, war angeschwollen, ergoß sich aber über die Wiesen oberhalb der Farm, weil die Elefanten in der vorausgegangenen Nacht den Graben zerstört hatten. Fast täglich muß Rolf eingeborene Arbeiter zum Graben schicken, um die Schäden, die von den Elefanten angerichtet werden, wieder reparieren zu lassen. Der Regen hat die jungen Bohnenpflänzchen schnell aus dem Boden schießen lassen. Jetzt interessieren sich auch die Buschböcke wieder für die Felder. Rolf hat, um das Wild fernzuhalten, einen elektrischen Weidezaun um einen Teil der Pflanzung



Mbulu-Mädchen auf der Farm Momella

gezogen. Besonders gut hat sich diese Anlage gegen Elefanten bewährt. Da der Elefant nachts mit seinem Rüssel den Weg abtastet, den er geht, kommt er mit diesem empfindlichen Tastsinnesorgan auch an den Draht und erhält einen elektrischen Schlag, der ihn davontreibt. Anders verhalten sich die Antilopen. Die kleinen Arten, Duiker und Dik-Diks, kriechen unter dem Draht hindurch, und die Buschböcke springen, wenn sie einen Schlag erhalten haben, nach vorn und reißen den Draht herunter. Die Anlage bekommt damit Kurzschluß und ist für die nächsten Stunden wirkungslos. Auch die anderen Mittel, um Wild fernzuhalten, sind kein vollkommener Schutz gegen Wildschaden. An den Schußapparat, der aller Minuten einen lauten Knall auslöst, gewöhnten sich die Tiere sehr bald. Auch die stark duftenden Stoffe, die Wildverwitterungen, halten nur kurze Zeit an. Am besten, so berichtet Rolf, soll als Wildverwitterung das Fett des Löwen wirken. Vor diesem Geruch scheuen alle Pflanzenfresser zurück. Aber es gibt nur noch wenige Löwen im Gebiet des Meru und Rolf möchte sie nicht schießen. Die Löwin, die wir kurz nach unserer Ankunft auf Momella sahen, ist längst wieder weitergezogen. Sie wurde noch sechs Tage lang auf dem Farmgebiet beobachtet, hat sich aber nicht an den Rindern vergriffen.

Wildschutz in Afrika

Wir haben uns vorgenommen, noch den nur wenige Meilen von Momella entfernten Ngordoto-Krater, der vor kurzer Zeit zum National-Park erklärt wurde, aufzusuchen, das Amboseli-Reservat am Fuße des Kilimandscharo zu besichtigen und, wenn es unsere Zeit erlaubt, noch einen Blick in den Tsavo-National-Park, der sich an der Ostseite des Kilimandscharo befindet, zu werfen. Auf unserer Fahrt in das Masailand, wo wir hoffen, auf Elefanten und Kudus zu treffen, werden wir durch die Sanya-Steppe fahren, die auch zu den kontrollierten Gebieten gehört.

An dieser Stelle sei kurz das Wichtigste über die Organisation der Wildschutzgebiete in Ostafrika gesagt. Zwei Institutionen befassen sich mit dieser Aufgabe: die National-Park-Treuhänderschaft und das Game-Department, die Wildschutzbehörden, von denen alle Reservate, Kontrollgebiete und Partial-Game-Reserves-Gebiete, die nur teilweise unter Wildschutz stehen, — betreut werden. Wie aber unterscheiden sich diese verschiedenen Tierschutzgebiet voneinander?

In den National-Parks sind alle Tiere und Pflanzen geschützt. Waffen dürfen in die National-Parks nicht mitgenommen werden. Außerdem bestehen für den Besuch von National-Parks besondere Anweisungen: Man darf nicht vor 6 Uhr morgens und nicht nach 18 Uhr im Park umherfahren. Bei Einbruch der Dunkelheit muß ein Camp, ein Lager aufgesucht werden, das auch während der Nacht nicht verlassen werden darf. Die Zeltplätze liegen in unmittelbarer Nähe dieser, aus festen Hütten gebauten Übernachtungslager. Wie ein solches Camp aussieht, habe ich bereits im Zusammenhang mit dem Besuch des Ngorongoro-Kraters geschildert.

In den Wildreservaten sind ebenfalls alle Tiere geschützt. Auch in diese

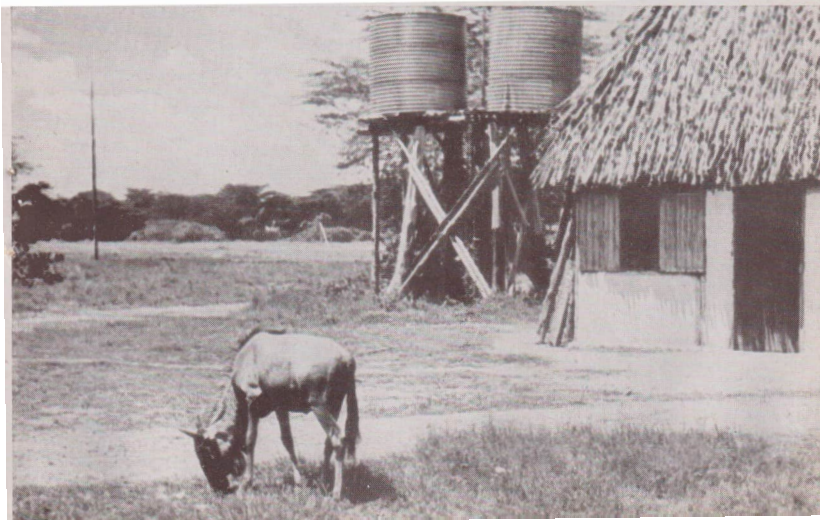
Gebiete dürfen keine Waffen mitgenommen werden. Will man ein Reservat betreten, so bedarf das der Genehmigung des Game-Departments. Camps, wie in den National-Parks, gibt es in den Reservaten meist nicht. Es wird auch keine Gebühr für das Betreten oder Befahren der Reservate erhoben.

Controlled Areas dürfen ohne besondere Genehmigung aufgesucht werden. Man darf jedoch in diesen Gebieten nicht jagen, wohl aber eine Waffe tragen. Unter besonderen Bedingungen und auf Antrag gibt das Game-Department eventuell einige Tiere zum Abschluß frei. In den Partial-Game-Reserves sind nur einige Tierarten geschützt, während die anderen Tiere gejagt werden dürfen. Das Jagen in diesen Gebieten bedarf keiner Genehmigung. Wenn die Wildschutzbehörden der Meinung sind, daß sich die in ihrem Bestand gefährdeten Tiere wieder so vermehrt haben, daß ein besonderer Schutz nicht mehr notwendig ist, so kann sie diese Gebiete für die Jagd vollkommen freigeben und kann andere Gebiete zu Controlled Areas erklären. In den meisten Kontrollgebieten stehen Kudus, Pferdeantilopen, Flußpferde und Lowen unter Schutz.

Außerdem sind einige Tierarten überall, auch in den für die Jagd freigegebenen Gebieten, geschützt. Dazu gehören die Giraffe, die Trappe und seit einigen Monaten auch der Gepard.

Es gebe zur Frage des Wildschutzes und der Jagd in Afrika noch sehr viel

Der Mensch hat seine Feindbedeutung für die Tiere in den Naturschutzparks verloren. Im Amboseli-Reservat äßen wilde Gnus zwischen den Hütten des Touristen-Camps.



zu sagen, jedoch würde das über den Rahmen dieses kleinen Erlebnisberichtes weit hinausgehen. Kehren wir also zu unseren Plänen zurück. Wie ich schon sagte, haben wir uns vorgenommen, auch das Amboseli-Reservat aufzusuchen. Dort hoffe ich auf Tiere zu treffen, die ich bereits im vergangenen Jahr fotografierte. Unter anderem werde ich versuchen, einen Elefanten zu finden, der als besonders böseartig gilt — denn er hat schon zwei Masaifrauen umgebracht. Als ich ihn im vergangenen Jahr sah, besaß er nur einen Stoßzahn. In letzter Zeit soll er auch diesen Zahn noch verloren haben. Außerdem traf ich dort im Juli vergangenen Jahres eine Nashornmutter mit Kalb, die sich durch ein besonders langes Horn auszeichnete. Dem Kalb fehlten beide Ohren und die Hälfte des Schwanzes. In den Nachrichten des Senders Nairobi wurde vor einiger Zeit berichtet, daß sie sich ihr Horn abgebrochen habe. Auch soll sie wieder ein kleines Kälbchen bei sich haben. Es würde mich sehr interessieren, diese Nashornmama noch einmal vor die Kamera zu bekommen und auch das Kalb ohne Ohren, das im vergangenen Jahr schon fast erwachsen war und nun seine eigenen Wege gehen wird, aufzusuchen und wieder im Farbbild festzuhalten. Schließlich aber haben wir uns noch eine ganz außergewöhnliche Aufgabe gestellt. Seit vielen Jahren wird von Jägern und auch von den Masai berichtet, daß auf dem Longido, einem Berg, der an der Grenze von Tanganjika liegt, ein der Wissenschaft noch unbekanntes Tier lebe, der Nandibär oder Loldaiga, wie ihn die Masai nennen. Rolf erzählte mir, daß er selbst während des letzten Krieges die Fährte dieses Tieres gesehen habe. Er verfolgte einen angeschossenen Büffel und fand in der Losung des Büffels den Abdruck eines langen schmalen Fußes, der einem Frauenfuß ähnelte. Abdrücke von Zehen fehlten jedoch. Die Masai berichteten, daß diese Fährte vom Loldaiga stamme. Später sah Rolf einen Masai, der schwere Verletzungen hatte, die ihm der Loldaiga beigebracht haben sollte. Wenn ich auch nicht glaube, daß in Ostafrika noch eine unbekannte Bärenart lebt, so will ich doch versuchen, diesem interessanten Problem nachzuspüren. Die Masai beschreiben das Tier wie folgt: Es hat Menschengröße, hat ein langhaariges zottiges Fell, ist Fleischfresser und richtet sich beim Angriff auf die Hinterbeine auf. Diese wenigen Angaben passen allerdings gut zu einem Bären. Wahrscheinlich aber lebt dieses Tier nur in der Fabelwelt der Eingeborenen. Da der Longido von zahlreichen anderen Tieren bewohnt wird und mich dieser Berg und seine Tierwelt sehr interessieren, wird es nicht nutzlos sein, dieses Gebiet aufzusuchen, auch wenn unsere Suche nach dem Nandibären — wie ich glaube — ergebnislos verläuft.

Die Beobachtung der Guereza-Affen hat sich inzwischen unerwartet schwierig gestaltet. Wohl suchen die Affen noch ihre alten Futterplätze auf, aber in der Nähe dieser Bäume, vom Unterholz verborgen, hat sich ein Büffel eingestellt. Als ich gestern in den frühen Morgenstunden, während die Guerezas noch im Wald auf ihren Schlafbäumen hockten, zu den Futterbäumen ging, um Blätter zu holen, weil ich die Futterpflanzen der Guereza-Affen bestimmen will, hatte ich eine gefährliche Begegnung mit dem Büffel. Schon am vergangenen Tag fand ich unter diesen Bäumen frische Büffellosung, glaubte aber, daß in der Nacht dort ein Büffel nur

durchgezogen sei. Ich ging also auf die Bäume zu, die in den letzten Tagen unter Einwirkung des Regens frische Blätter hervorgebracht hatten und deshalb auch besonders anziehend auf die Affen wirkten, als es plötzlich im Busch neben mir laut krachte, Zweige brachen, und ein Büffel schnauwend kaum zwei Meter neben mir aufsprang. Erschrocken rannte ich so schnell ich konnte auf die Lichtung hinaus. Dann war es still. Lautlos war der Büffel abgegangen. Einen zweiten Vorstoß wagte ich in den Nachmittagsstunden. Diesmal nahm ich einen Schäferhund mit. Die Affen saßen, von der Sonne beschienen, in den Zweigen des Baumes und fraßen die jungen Blättchen. Die Beleuchtung war zum Fotografieren sehr günstig. Als ich wieder in die Nähe des Busches kam, in dem der Büffel am Vormittag gelegen hatte, wurde der Hund unruhig. Er schaute gespannt zur linken Seite des Waldrandes hinüber und begann zu winseln. Im nächsten Augenblick krachte es wieder im Gebüsch, diesmal jedoch etwa 40 Meter von mir entfernt in der Richtung, in die der Hund so angespannt geschaut hatte. Das Krachen war so laut, daß ich glaubte, ein Baum sei umgebrochen. Dann hörte ich das Stampfen schwerer Hufe und wieder war es unheimlich still, so still, daß man das Herz schlagen hörte. Zu einer dritten Begegnung ist es noch nicht gekommen. Da ich jedoch meine Beobachtungen nicht abbrechen möchte, andererseits aber mich auch nicht unnötig in Gefahr begeben will, werde ich in Zukunft ein Gewehr mitnehmen. Allem Anschein nach handelt es sich bei diesem Büffel um einen alten Einzelgänger, der sich von der Herde getrennt hat oder durch einen jungen Nebenbuhler herausgedrängt wurde. Solche alte Herren sind meist sehr angriffslustig. Sie bewohnen nur kleine Territorien und nehmen es sehr übel, wenn man sie in ihrem Wohnbereich stört. Natürlich werde ich es unbedingt zu vermeiden versuchen, den Büffel zu schießen und nur in höchster Gefahr, in Notwehr also, von der Waffe Gebrauch machen. Außerdem bedeutet der Büffel für die Kinder auf der Farm eine Gefahr, denn seine Betten befinden sich nicht weit von dem kleinen Schwimmbecken entfernt, in dem die Kinder oft baden gehen. Hoffen wir, daß er sich bald ein anderes Revier aussucht.

Jagd auf Hyänenhunde

Im Wald am Kahnsee hat vor einigen Tagen ein Leopard einen Buschbock gerissen. Ich habe diesen Buschbock oft gesehen, wenn wir zum See fahren, um Flußperle und Nashörner zu beobachten. Ich bin seiner Fährte auf schmalen Wildwechseln kreuz und quer durch den Wald gefolgt, um ihn zu fotografieren, habe ihn aber nie vor die Kamera bekommen. Es war ein starker Bock. Nun ist er zur Beute der gefleckten Raubkatze geworden. Nur der Kopf und die Hinterbeine sind übrig geblieben. Der Leopard hatte sein Opfer auf einen Baum geschleppt und in einer Astgabel aufgehängt. Am nächsten Tag lag der Bock unter dem Baum. Geier und Marabus saßen bei ihm und hackten das Fleisch von den Rippen. Ich habe sie bei ihrer Totengräberarbeit fotografiert. Die Wasserböcke, die ich sonst in großen Rudeln am Seeufer traf, sind

nur noch selten zu sehen. Sie haben sich zurückgezogen, und wir konnten nicht herausfinden, was sie vergrämt hat, bis wir am Kahnsee vier Hyänenhunde sahen. Diese gefährlichen Räuber also hatten das Wild vertrieben. Der Kahnsee ist für Rolf ein Schutzgebiet. Dort schießt er nie, um den Frieden des Tierparadieses am See nicht zu stören. Der Frieden aber war gestört worden durch die Hyänenhunde. Rolf öffnete vorsichtig die Tür des Autos, nahm seine Büchse und drückte auch mir ein Gewehr in die Hand. „Wir müssen die wilden Hunde töten. Sie vertreiben uns das Wild. Es muß sein.“ Vorsichtig, immer Deckung hinter Büschen und Bäumen suchend, pirschten wir uns auf 150 Meter an die Hunde heran. Rolf schoß. Ein Hyänenhund drehte sich im Kreis und ging mit großen Sprüngen ab. Ich schickte ihm auch eine Kugel nach. Der Staub wirbelte hinter dem Raubtier auf. Ich hatte zu hoch geschossen. Am nächsten Tag sahen wir nur noch einen Hyänenhund am See, hörten aber die Stimmen seiner Artgenossen — ein helles Läuten — in dem Wald, der den See umgibt. Am gegenüberliegenden Ufer kamen zwei Wasserböcke gerannt. Ein Bock verfolgte den anderen. Dem Gehetzten hing die Zunge weit aus dem Maul. Er sprang ins Wasser. Sein Verfolger blieb hartnäckig hinter ihm. Schon reichte das Wasser dem Getriebenen bis zum Hals. Hoch spritzte der Schlamm auf. Der Verfolger sprang dem Unterlegenen auf den Rücken und drückte mit den Vorderbeinen den Kopf seines Opfers unter Wasser. Immer wieder versuchte der gehetzte Bock, mit dem Kopf über Wasser zu kommen. Schließlich gelang es ihm, diese Umklammerung zu sprengen und das Ufer zu erreichen. Aber die Hetzjagd ging weiter. Zwei Giraffen, die im Schatten größerer Schirmakazien standen und dem erbitterten Kampf zuschauten, ergriffen die Flucht, als die Wasserböcke in den Wald rannten, wo sie schließlich unseren Blicken entschwanden. Dann war es wieder still am See. Nur das Keckern und Kreischen aufgeregter Meerkatzen, die wahrscheinlich durch die Wasserböcke erschreckt worden waren, klang aus dem Wald.

Raschidi, der Hausboy, hat Liebeskummer. Er wollte die Tochter eines eingeborenen Farmarbeiters heiraten, aber der Vater verlangte als Kaufpreis für seine Tochter 200 Schillinge. Soviel Geld hat Raschidi nicht. Nun macht das Mädchen anderen Negern schöne Augen, und das ärgert Raschidi. Ich kann es nicht verstehen, daß sie bei den Männern so begehrt ist. Es gibt bedeutend schönere Mädchen auf der Farm, aber die Schönheitsideale der Neger sind wahrscheinlich andere, als die der Europäer. Da ist zum Beispiel die zwölfjährige Tochter des Aufsehers, ein Mbulumädchen. Sie hat ihr Haar in kleinen Zöpfen geflochten, die eng am Kopf anliegen und das krause Haar von der Stirn bis zum Hals mehrfach scheiteln. Diese Frisur hat sie den Suahelis nachgeahmt. Ich fragte ihren Vater, ob sie schon verheiratet sei. „Nein, Herr“, antwortete er, „meine Tochter ist verlobt. Aber wenn Deine Frau einverstanden ist, kannst Du sie für 2 000 Schilling haben.“ Ich lehnte das freundliche Angebot dankend ab. Wenn ein Neger eine zweite Frau heiratet, so muß er seine erste Frau um Genehmigung bitten. Sie wird nichts dagegen haben, denn die Arbeit auf dem Feld und im Haus, die zum größten Teil von den Frauen verrichtet wird, muß dann mindestens zur Hälfte von der anderen Frau über-

nommen werden. Aber bei der Auswahl der zweiten Frau will sie ein Wörtchen mitzureden haben. Oft sucht sie die Nebenfrau aus und schlägt sie ihrem Mann zur Heirat vor. Läuft eine Frau ihrem Mann davon, was gar nicht selten geschieht, wird sie von ihm — wenn notwendig mit Unterstützung der Polizei — zurückgeholt. Ist sie aber mehrmals ausgerissen, dann wird die Ehe formlos geschieden, in dem der Schwiegervater den Kaufpreis zurückzahlen muß. Die Kinder bleiben bei dem Mann. Nur ungern nimmt der Vater seine Tochter zurück, denn ein zweites Mal läßt sie sich schwer verkaufen. Eine Davongelaufene wird nicht gern geheiratet, und der Vater muß den Preis stark herabsetzen, wenn er seine Tochter noch einmal „unter die Haube“ bringen will. Auch in Afrika gibt es Familiensorgen.

Morgen werden wir in das Land der Masai fahren, um Elefanten, Nashörner und die scheue Kudu-Antilope zu suchen. Vor wenigen Tagen waren in diesem Gebiet zwei Safaris. Sie wollten Elefanten jagen, denn das Jahr geht seinem Ende zu und die Erlaubnis zum Abschluß von Elefanten verfällt. Es ist kein schlechtes Geschäft, einen Elefanten zu erlegen. Wenn es ein Tier mit schwerem Elfenbein ist, bringen die Zähne bis zu 2 000,— Mark. Aber beide Safaris haben vergeblich nach guten Elefanten gesucht. Sie haben Elefantenkühe und -kälber, auch schwache Bullen gesehen, aber keinen guten Zahnträger. Zum Fotografieren genügen mir auch die Elefantenkühe. Wenn ich sie zusammen mit ihren Babys aufnehmen kann, ist mir das lieber als ein alter Bulle, der sich gelangweilt Sand auf seinen breiten Rücken wirft. Hoffentlich haben wir Glück auf unserer Elefantensafari.

Die Elefanten sind da

Aus dem Küchenhäuschen von Momella duftet es nach Pfefferkuchen. Die Weihnachtsbäckerei hat begonnen. Auch in Arusha werden Weihnachtsvorbereitungen getroffen. „Christmas cracker“ werden überall angeboten. Das sind Knallbonbons, wie wir sie als Silvesterschmerz verwenden. Es ist englische Art, Weihnachten mit Tischfeuerwerk, Tanz und Knallbonbons zu feiern. Auch die Neger feiern das Weihnachtsfest — obwohl sie nicht wissen, warum eigentlich Weihnacht gefeiert wird. Nur die Christen unter ihnen wissen es — oder sollten es wissen. Aber es gibt nur wenige Christen unter den Negeren in Ostafrika, etwa 5 Prozent. Die meisten Neger, die eine andere Religion als ihren Stammesglauben haben, sind Mohammedaner geworden. Aber auch sie feiern Weihnachten, denn auf den Farmen erhalten sie Geschenke und Fleisch. Ein Ochse wird geschlachtet. Er wird geschächtet, damit die Mohammedaner auch von dem Fleisch essen können. Man singt und tanzt und trinkt Pompe, das Eingeborenensbier. Man erzählt sich verworrene Dinge von dem weißen Häuptling, dem zu Ehren das Fest gefeiert wird. Warum soll man nach dem Grund fragen? Es gibt Fleisch und Bier; das ist gut. Nach dem Anlaß fragt keiner.

Wir sitzen immer noch auf Momella. Rolf ist wieder erkrankt. Wir mußten



Wenn sich die alten Elefantenbullen von der Herde trennen, nehmen sie meist noch zwei jüngere Bullen auf ihre Wanderung mit

die geplante Safari noch einmal verschieben. Wann wir aufbrechen können, wissen wir noch nicht. Vorläufig streifen wir durch die Urwälder und Buschsteppen rings um Momella. Vor einigen Tagen haben wir einen Blick in den Ngordoto-Krater geworfen. Er ist zum Reservat erklärt worden und soll Nationalpark werden. Mehr als zwei Drittel des Kraterinneren sind Papyrusumpf. Eine ideale Heimat für Büffel. Wir sahen auch eine Büffelherde, die aus 250 Tieren bestand. Außerdem fanden wir im Krater noch Nashörner, Waldschweine und Elefanten.

Am Montag Nachmittag rief uns der Pferdehüter von unserem Affenbeobachtungsplatz am Rande des Urwaldes hinweg. „Tembo, Bwana, Tembo“ rief er. Wir nahmen unsere Kameras und folgten ihm. Tembo ist das Kisuaheli-Wort für Elefant. 500 Meter hinter der Farm krachte und knackte es im Busch, der dort aus jungen Bäumen besteht. Die Elefanten waren aus dem Urwald gekommen und brachen die Zweige der Bäumchen ab, um sie zu verspeisen. Deutlich konnten wir das Kollern ihrer Mägen hören. Sehen konnten wir die Dickhäuter vorläufig noch nicht. Wie gut sich doch diese riesigen Tiere verbergen können. Endlich entdeckten wir einen Rüssel, der nach der Krone eines kleinen Baumes langte, und als er

sie abbrach, wurde auch der Kopf des Tieres sichtbar. Es war ein junger Bulle mit kurzen schwachen Stoßzähnen. Ihm folgte bald eine erwachsene Kuh, deren Stoßzähne sich weit nach außen bogen. Neben ihr drängte sich ein Kalb auf die kleine Lichtung. Ich schätzte das Elefantenkind auf höchstens zwei Jahre. Obwohl wir nur fünfzig Meter von den Elefanten entfernt waren und ohne Deckung auf einem kleinen Hügel standen, bemerkten sie uns nicht. Ich befürchtete, daß sie das Knacken des Auslösers meiner Kamera hören könnten. Aber sie waren mit dem Fressen beschäftigt und achteten auf ihre Umgebung nicht. Langsam, Fuß vor Fuß setzend, jede Bewegung nach der Seite vermeidend, ging ich auf die Riesen zu. Hin und wieder nahm ich die Kamera an das Auge und drückte ab. Schließlich trennten mich nur noch 30 Meter von den Tieren. Inzwischen wurden auch andere Elefanten sichtbar. Ich zählte insgesamt 9 Tiere, darunter auch ein starker Bulle, der mir seine Kehrseite zeigte. Er stand während der ganzen Zeit im Busch und brach einen Zweig nach dem anderen ab. Nur sein Rücken ragte über die Bäumchen hinaus. Das Elefantenkind lief zwischen seinen erwachsenen Artgenossen umher, hielt sich aber, wenn die Mutter weiter ging, in ihrer Nähe auf. Ich mußte immer wieder meinen Standort wechseln, weil die Elefanten oft von Bäumen verdeckt waren. So kam ich — ohne es zu wissen — in die Nähe eines Elefanten, der bis dahin von uns unbemerkt den Hügel aufwärts gezogen war und sich nun, von Bäumen verdeckt, keine 15 Meter links neben mir befand. Plötzlich krachte es neben mir im Busch. Ich hörte das dumpfe Plupfern, das die Elefanten von sich geben, wenn sie erregt sind, unangenehm laut. Ich bog vorsichtig ein paar Zweige auseinander und schaute dem Elefanten, der sich, wie gesagt, dicht neben mir befand, direkt in das Gesicht. Wohl schien ihm die Lage nicht geheuer zu sein, aber bemerkt hatte er mich trotzdem nicht. Ich zog mich langsam, jedes Geräusch vermeidend, zurück, denn nur 15 Meter von einem Elefanten im dicken Busch entfernt zu sein, verursacht ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend. Als wir uns schließlich nach 1½ Stunden von den Dickhäutern trennten, hatte ich 80 Aufnahmen gemacht — aber die Elefanten hatten von unserer Anwesenheit nichts bemerkt. Ich möchte jedem Großwildjäger raten, doch einmal das Gewehr zu Haus zu lassen und nur mit der Kamera bewaffnet auf Jagd zu gehen. Er wird bestimmt dasselbe Jagdflieber erleben, wird genauso gepackt sein, wenn er seine Kamera an das Auge nimmt, wie in dem Augenblick, wo er nach anstrengender Pirsch den weidgerechten Schuß anbringen kann. Und sind die Aufnahmen, geschmackvoll gerahmt an der Wand seines Zimmers hängend, nicht ebenso schön, wie zwei Stoßzähne über dem Kamin? Zumindest wird er mit seinen Aufnahmen dieselbe Bewunderung bei der Damenwelt erregen, die er sich vielleicht durch seine Trophäen erhofft.

Während ich diese Zeilen schrieb, ging ein wolkenbruchartiger Regen über Momella nieder. Nach 20 Minuten werden 8 Millimeter Niederschlag gemessen. Unmittelbar nach dem Regen ist der Kilimandscharo frei von Wolken. Mit dem Fernglas erkenne ich deutlich auf seinem höchsten Gipfel, dem Kibo, eine dicke Neuschneedecke. Auch der zweite Gipfel, der Mawensi, hat Schnee bekommen. Sogar der Meru, der jetzt auch gut sicht-

bar ist, zeigt dünne Schneesträhnen. Die Guereza-Affen haben sich, als die ersten Tropfen fielen, in die unteren Äste stark belaubter Bäume zurückgezogen und hocken dort zusammengekrümmt. Der Abend ist verhältnismäßig kühl. Ich muß den Pullover anziehen. Bis jetzt haben wir in Afrika mehr gefroren als geschwitzt. Besonders aufdringlich sind nach dem Regen die Mücken und Fliegen. Ich paffe eine Zigarette nach der anderen, um diese Quälgeister von mir fernzuhalten.

Die Zwiebelernte geht auf Momella ihrem Ende zu. Gestern wollte ein Inder die ersten 70 Sack Zwiebeln abholen. Er hatte es fest versprochen, aber er kam nicht. Man darf in Afrika ein Versprechen nicht so ernst nehmen. Morgen kann übermorgen oder in einer Woche oder auch nie bedeuten.

Der Regen hat den jungen Bohnenpflänzchen und den Kaffeesträuchern gut getan. Bald ist die kleine Regenzeit vorüber. Dann müssen die Pflanzen bis zum März warten, ehe die nächsten starken Regenfälle einsetzen. Natürlich werden große Teile der Felder bewässert. Durch Momella fließt ein Bach, von dem kleine Bewässerungskanäle abgeleitet werden. Ein Neger ist täglich damit beschäftigt, kleine Dämme zu bauen und andere zu versperren, um das Wasser einmal diesem und dann wieder jenem Teil der Pflanzung zuzuführen.

Der Traktorist — der staubigste Beruf, den es auf der Farm gibt, denn der Pflug wühlt den Boden auf und hüllt den Traktor in eine dicke Staubwolke — berichtet, daß die Benzinleitung am Motor leckt. Ich fahre mit Rolf zu den Feldern hinab, um den Schaden zu reparieren. Am Schuppen stehen die Frauen der eingeborenen Farmarbeiter, um ihre tägliche Mais- oder Bohnenration abzuholen. Sie haben ihre Säuglinge auf den Rücken gebunden. Nachdem sie das Maismehl empfangen haben, gehen sie zum Bach, um Wasser zu holen. Die Feuer vor den Eingeborenenhütten flammen auf. Die Rinder werden in den Kral getrieben. Es wird Abend auf Momella. Ein großer Regenbogen wölbt sich über dem Kilimandscharo. Im Busch mauzt ein Leopard. Wahrscheinlich ist es derselbe, der vor Tagen den Buschbock schlug. Er geht auf nächtliche Jagd.

Kinyonga - das Tier des bösen Dämons

Wir haben Vinyonga gefangen. Vinyonga sind Chamäleons. (Kinyonga ist die Einzahl, also das Chamäleon in Kisuaheli.) Ein Eingeborener hat uns dabei geholfen. Er hat mit seinen scharfen Augen in den dichtbelaubten Zweigen eines kleinen Baumes diese seltsamen Reptilien entdeckt, aber gefangen hat er sie nicht. Die Neger haben Angst vor den Chamäleons. Sie behaupten, daß die Chamäleons giftig sind und Unglück bringen. Deshalb töten sie diese harmlosen Tierchen, wo sie sie finden. Sie streuen ihnen Schnupftabak, ein braunes, an gemahlenen Kaffee erinnerndes Pulver auf den Körper. Das Chamäleon windet sich, sperrt das Mäulchen auf, als hätte es Atemnot und stirbt nach wenigen Minuten. Als wir die Chamäleons vom Baum nahmen, floh der Neger entsetzt. Wahrscheinlich hat er uns für verrückt gehalten. Wir fanden ein gehörntes Chamäleon,

ein ungehörntes und zwei winzige Chamäleonkinder, nicht größer als zwei Glieder eines Zeigefingers. Das gehörnte Chamäleon sieht wie ein kleiner Teufel aus. Die Hörner sind gezackt, wie eine Säge, und ragen weit nach vorn über den Kopf, der fast nur aus einem riesigen Maul besteht, hinaus. Das Entsetzen der Neger steigerte sich noch, als die kleinen Reptilien auf Ursulas Schultern kletterten und über ihren Hals auf den Hut stiegen. Die Chamäleons ernähren sich ausschließlich von Insekten. Bewegungslos sitzen sie auf einem Zweig, von ihrer Umwelt kaum zu unterscheiden. Die beiden wie in Kugelgelenken sitzenden Augen ragen aus dem Kopf hervor und suchen unabhängig voneinander die Umgebung nach Insekten ab. Ein Schmetterling setzt sich in ihrer Nähe nieder. Ein Auge hat ihn bereits entdeckt. Auch das andere Auge peilt ihn jetzt an und kurz darauf schnellt die Zunge aus dem Maul. Sie ist eineundeinhalbmal so lang wie das ganze Tierchen. Ihr Ende ist kolbenartig verdickt und mit einem klebrigen Sekret behaftet. So schnell, daß unsere Augen dem Angriff kaum folgen können, schießt die Zunge hervor. Der Schmetterling klebt an dem Kolben und wird blitzschnell in das weitgeöffnete Maul gezogen. Das Chamäleon kaut, schluckt und hält nach neuer Beute Ausschau.

Als wir die Chamäleons fingen, bissen sie wild um sich. Sie pressen die Kiefer so fest zusammen, daß sie am Finger hängen bleiben. Setzt man sie aber auf die Hand, so beruhigen sie sich bald und beginnen wieder nach Insekten Ausschau zu halten. Leider ist die Ernährung dieser Reptilien im Zoo nicht einfach. Man muß immer lebende Insekten, möglichst verschiedener Art, bereit haben. Außerdem waren die Chamäleons, die wir im Dresdner Zoo zeigten, meist von großen Darmschmarotzern befallen, die wohl schließlich auch den Tod dieser interessanten Tierchen verursachten. Nachdem wir unsere Chamäleons gefilmt und fotografiert hatten, schenken wir ihnen wieder die Freiheit.

Es ist unerklärlich, warum die Neger diese harmlosen Geschöpfe so sehr fürchten und sie sogar für giftig halten. Leider haben die meisten Naturvölker kein Verständnis für das Tier. Mit zusammengebundenen Füßen bringen die Waruscha ihre Hühner auf den Markt und legen sie in die grelle Sonne. Oft sah ich, daß Schafe an einem Hinterbein gepackt und so auf drei Beinen humpelnd zum Schlächter geschleppt wurden. In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, daß es im Sprachschatz der meisten Neger keine Namen für verschiedene Antilopenarten gibt. Sie werden einfach als Nyama, als Tier bezeichnet, wobei dasselbe Wort auch Fleisch bedeutet. Für sie hat eben das Tier nur einen Fleischwert. Auch für die Eingeborenen gelten die Jagd- und Tierschutzgesetze, aber sie kümmern sich wenig darum. Während des italienisch-abbessinischen Krieges beteiligten sich sogar die Masai — die dem Wild sonst kein Interesse entgegenbringen, da sie sich fast ausschließlich von der Milch, dem Blut und dem Fleisch ihrer Rinder ernähren — an der Wilderei. Elfenbein stand hoch im Kurs bei den Italienern, und Tausende von Elefanten mußten ihr Leben lassen. Die Masai schlichen sich an die Elefantenherden heran und stießen ihre Speere den Tieren in den Bauch. Erst nach Tagen folgten sie der Fährte der verwundeten Tiere, die schließlich unter furchtbaren Qualen verendet waren und holten das Elfenbein. Der Zwischenhändler — es

waren meist Inder — kaufte für einen geringen Preis das Elfenbein, zersägte es in kleine Stücke und schmuggelte es über die abessinische Grenze. Rolf war damals für die Wildschutzbehörden tätig und hat viele Wildddiebe gestellt.

Es ist interessant, ihm zuzuhören, wenn er abends im Safarilager oder auf Momella von seinen Erlebnissen erzählt. Ein heiter-ernstes Abenteuer, das Rolf mit einem Nashorn und einem jungen Ehepaar hatte, soll hier wiedergegeben werden. Lassen wir Rolf selbst berichten: „Eigentlich wollten wir nur Nashörner fotografieren. Weil in dem Buschgelände am Kahnsee zu jeder Tageszeit Nashörner zu finden sind, denn diese Dickhäuter schlafen dort im Schatten der Akazien und verlassen ihre Betten erst im Spätnachmittag, führte ich meine Gäste — es war ein junges Ehepaar — zum Kahnsee. Auf dem Nashornwechsel, dem wir folgten, fanden wir frische Losung und bald entdeckten wir eine Nashornkuh. Der junge Mann — nennen wir ihn Henrik und seine Gattin Mary, denn beide werden wenig Wert darauf legen, im Zusammenhang mit dem nun folgenden Erlebnis bei ihrem richtigen Namen genannt zu werden — bat mich, sie näher an das Nashorn heranzuführen, damit er eine gute Fotografie von dem Tier machen könne. Zwischen uns und der Nashornkuh befand sich ein mit hohen Sträuchern und kleinen knorrigen Bäumen bestandenes, unübersichtliches Gelände. Ich bat deshalb, besonders vorsichtig zu sein, denn im Busch stellen sich gern Nashörner und Büffel ein. Außerdem mußten wir auch damit rechnen, daß der Nashornbulle nicht entfernt war. Kaum hatte ich meine Warnung ausgesprochen, als es im Busch krachte und ein starker Nashornbulle hervorbrach. Ich wollte nach meinem Gewehr greifen, kam aber nicht dazu, weil Mary sich auf den Boden warf und meine Beine fest umklammerte. Sie brachte vor Angst keinen Laut über die Lippen. Ich hätte beinahe das Gleichgewicht verloren, als meine Füße durch diese Umklammerung zusammengepreßt wurden. Henrik jedoch rannte davon. Ich habe noch nie einen Menschen so schnell rennen sehen. Ich glaube, Henrik hätte den Weltrekord im Kurzstreckenlauf übertroffen, wenn wir seine Zeit gestoppt hätten. Da Nashörner schlechte Augentiere sind und bewegte Gegenstände besser erkennen als ruhende, änderte der Nashornbulle seine Angriffsrichtung und folgte Henrik. Ich sah, daß der Abstand zwischen Henrik und dem wütenden Bullen sich immer mehr verringerte. Gleichzeitig versuchte ich mich aus meinen seltsamen Fesseln zu befreien, um schnell noch zu Schuß kommen zu können. Aber es wäre zu spät gewesen, niemand hätte Henrik retten können — denn schon war das Nashorn unmittelbar hinter ihm — wenn er sich nicht durch einen Sprung nach links im letzten Augenblick selbst gerettet hätte. Das Nashorn schoß an ihm vorbei und verschwand, eine große Staubwolke hinter sich lassend, im Busch. Kreidebleich kehrte Henrik zu uns zurück, nahm seine junge Frau unter den Arm und ging zum Wagen. Beide haben nie wieder den Wunsch geäußert, Nashörner zu fotografieren. Wenn ich Henrik und Mary treffe, dann frage ich sie immer, ob sie nicht mit mir zum Kahnsee kommen wollen, um Nashörner zu beobachten. Aber sie schütteln beide abwärend den Kopf: ‚Wir wollen diese Biester nicht mehr sehen‘ sagen sie lachend, denn heute lachen wir über dieses Erlebnis.“

Rolfs Ohrenleiden hat sich gebessert. Wir hoffen, übermorgen auf Safari gehen zu können. Vor einigen Tagen ist eine Jagdsafari aus dem Masailand zurückgekehrt. Sie traf auf einen großen Elefanten mit schwerem Elfenbein. Der Jäger schoß. Der Elefant brach zusammen, kam aber sofort wieder hoch und erhielt den zweiten Kopfschuß. Trotzdem ging er ab. Dabei erhielt er noch einen Schuß in den Rücken. Mehrere Tage hat der Jäger den Elefanten verfolgt, ihn aber nicht erlegen können. Die schweren Geschosse sind wahrscheinlich in den Schädel eingedrungen, haben aber das verhältnismäßig kleine Gehirn verfehlt. Ich glaube, daß die Zahl krankgeschossener Tiere sehr groß ist. Es ist dann auch nicht verwunderlich, wenn ein Elefant, der solche Erfahrungen gemacht hat, „grundlos“ angreift.

Wir bereiten wieder eine Safari vor. Ich hoffe, daß wir nun endlich unsere Reise in das Masailand antreten können.

Große Hitze und wenig Wasser

Wir sind in das Masailand gefahren. Ganz anders ist hier die Steppe, anders als am Manyara-See, anders auch als die Serengeti. Dichte Dornenbuschwildnis bedeckt Berge und Ebenen. In diesem Busch leben Giraffengazellen, Oryxantilopen, Kudus, Löwen, Nashörner und Elefanten. Über 200 Kilometer sind wir heute durch diese Wildnis gefahren. Oft sprangen Kudus über den Weg, aber es gelang mir nicht, sie zu fotografieren. Diese Tiere werden hier oft gejagt und sind deshalb sehr scheu. Eine junge weibliche Giraffengazelle konnte ich im Bild einfangen. Auch Geierperlhühner, die schönste Art dieser Hühnervögel, gibt es im Masailand. Rolf schoß drei Perlhühner für die Abendmahlzeit.

Im Masailand befinden wir uns 1 000 Meter tiefer als auf Momella. Das bekamen wir heute deutlich zu spüren. Die Sonne brannte auf das Dach unseres Landrovers und verwandelte das Innere des Wagens bald in einen Backofen. Der Schweiß rannte uns am Körper herunter. Die durchschwitzte Kleidung klebte an den Ledersitzen, und der Staub bildete eine feine, aber gleichmäßige Schicht auf unserer Haut. Eine Giraffe stand am Wege und ließ sich fotografieren. Es war ein kräftiger Bulle und auffallend dunkel gefärbt. Da sein Fleckenmuster nur kleine dünne Streifen zwischen den dunkelbraunen Feldern zeigte, erschien die Giraffe fast schwarz. Auch eine Straußenfamilie überraschten wir am Wege. Die Straußenhenne führte sechs Jungvögel und der Hahn mindestens zehn. Die Straußenkinder tragen noch das Streifenkleid und waren kaum größer als ein Haushuhn. Sofort ergriffen sie die Flucht. Während die um den Vater gescharte Gruppe in den Busch rannte, liefen Mamas Lieblinge auf dem Weg vor dem Auto her. So sehr sich auch die Straußenmutter bemühte, ihre Kinder in eine andere Fluchtrichtung zu bringen, gelang es ihr doch nicht, die Kleinen von dem Weg herunterzutreiben. Außerdem mußte sie die Rückendeckung gegenüber dem Auto übernehmen, also hinter ihren Kindern herlaufen. Sie versuchte uns zu täuschen, indem sie sich flügel-lahm stellte. Sie schwankte mit dem Oberkörper hin und her, ließ die



Einige Straußen Kinder fliehen mit dem Strauenhahn

Flügel vom Körper abgespreizt nach unten hängen und lief in den Busch. Aber sie hatte bei uns kein Glück. Wir durchschauten ihr Manöver. Rolf fuhr bis unmittelbar an die Straußen Kinder heran und stoppte dann. Ich sprang aus dem Wagen und fotografierte die ganze Gesellschaft. Endlich — sie möchten schon mindestens 10 Minuten vor unserem Wagen hergerannt sein — bogen die Kleinen ab und entschwandn unseren Blicken.

Gegen Mittag trafen wir auf die erste Masaisiedlung. Wir fragten die jungen Krieger, die auf unsere Zurufe nur zögernd an das Auto kamen, ob sie Elefanten gesehen htten. Aber sie schüttelten die Köpfe. Die Elefanten sind noch nicht hier. Wenn es geregnet hat, dann kommen sie auch von den Bergen in die Steppe herab.

Im Spätnachmittag erreichten wir eine größere Ansammlung von Masaidrfern. Auch hier fragten wir wieder nach Elefanten. Weit, sehr weit von hier sind Elefanten, erhalten wir zur Antwort. Wir beschließen, unser erstes Lager hier aufzuschlagen. Da hören wir ein Auto. Zwei Südafrikaner kommen mit einem Lastwagen aus der Steppe. Sie haben vier Elefantenzhne geladen. Ihre Zigaretten sind aufgeraucht. Wir können aushelfen. Einer der Buren berichtet, daß er drei Elefanten geschossen habe. Ob allerdings die Elefantenherde jetzt noch dort ist, wo er sie verließ, das weiß er nicht. Er hatte einen Masai führer aus einem Dorf mit, in dessen Nähe wir lagern. Nachdem uns die Südafrikaner ver-



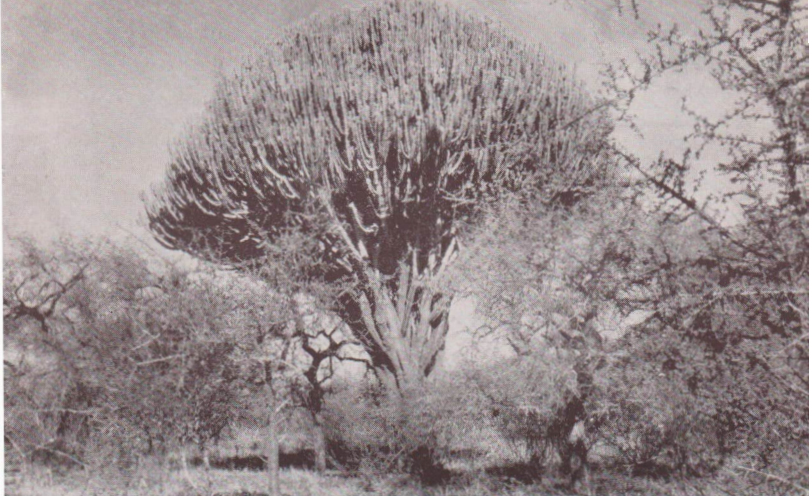
Diesem alten Masai begegneten wir auf unserem Wege nach Nabarera

lassen haben, fragen wir den Masai aus und erfahren, daß der Südafrikaner nicht auf drei, sondern auf vier Elefanten schoß, aber nur zwei erlegte. Die anderen beiden Elefanten schoß er nur krank, konnte sie aber nicht bekommen. Außerdem lautete seine Jagd-Lizenz nur auf zwei Elefanten. So haben also allein die beiden letzten Safaris im Masailand drei Elefanten krankgeschossen.

Masaikrieger kommen zu unserem Zelt und setzen sich so selbstverständlich neben unseren Tisch nieder, als hätten wir sie zum Abendbrot eingeladen. Zur Begrüßung geben sie uns die Hand. Sie haben erst vor kurzer Zeit Toilette gemacht, das heißt auf Masaiart, Hände und Gesicht mit Rinderurin gewaschen und dann den Körper mit Talg und roter Erde eingerieben. Nach jeder Begrüßung haben wir rote Hände und müssen uns waschen. Sie erzählen von einem Löwen, den sie hier vor einer Woche erlegten. Er hatte einen Masaiknaben, der das Vieh hütete, getötet und aufgefressen. Einen Masaikrieger hat er schwer verletzt. Als die Masai den Löwen gespeert hatten, sahen sie, daß er eine große Wunde an der Schulter hatte. Er war also nicht mehr in der Lage gewesen, Wild zu erbeuten und deshalb zum Menschenfresser geworden. Es gibt im Masailand sehr viel Löwen. Sie haben starke Mähnen, was insofern verwunderlich ist, als allgemein angenommen wird, daß die Mähnen im dichten Büschgelände von den Dornen ausgekämmt werden und deshalb auch sehr dünn sein sollen.

Die lange Fahrt durch die heiße Steppe hat uns müde gemacht. Bald kriechen wir in unser Zelt, und schon nach kurzer Zeit sind wir eingeschlafen. Gegen Mitternacht werde ich durch einen Schrei Ursulas aus dem Schlaf gerissen. Sie ruft laut meinen Namen. Ich fahre hoch und frage, was geschehen ist, erhalte aber keine Antwort. Vorsichtig taste ich nach der Taschenlampe. Blitzschnell gehen mir dabei tausend Vermutungen durch den Kopf: Giftschlange, Skorpion, Leopard im Zelt...! Endlich höre ich Ursulas Stimme: „Entschuldige bitte. Ich hatte geträumt, daß eine Hyäne sich zu den schlafenden Boys schlich und dann auf mein Feldbett sprang. Ich rief Dich im Traum.“ Es sind wahrhaftig Hyänen in der Nähe. Wir hören ihr Geheul dicht an unserem Zelt. Bald schlafe ich wieder ein.

Am nächsten Morgen brechen wir zeitig auf. Nach einer kurzen „Katzengewäsche“ — Wasser ist im Masailand eine Kostbarkeit — und einem schnellen Frühstück sitzen wir wieder im Wagen. Wir müssen nach der Beschreibung unseres Masaiführers noch ungefähr 80 Kilometer fahren, ehe wir zur nächsten Wasserstelle kommen, in deren Nähe auch die Elefanten sein sollen. Wieder brennt die Sonne auf den Wagen hernieder. Dichte Dornensträucher säumen den staubigen Weg. Als wir in offenes Gelände kommen, sehen wir Impala-Antilopen und Grantgazellen. Wir brauchen Fleisch für unsere drei Boys, die uns begleiten. Rolf verfolgt ein Rudel Grantgazellen und kommt schließlich auch zum Schuß. Er erlegt einen starken Grantgazellenbock. Hamissi hat die beiden Hinterkeulen auf die Schultern genommen, der andere Boy, sein Name ist John — trägt den Kopf mit dem recht beachtlichen Gehörn. Jetzt herrscht gute Stimmung bei den Eingeborenen, denn sie haben Nyama, Fleisch.



Kandelabereuphorbien in der Masalsteppe

Nach kurzer Fahrt streikt der Wagen. Er hat zu viel Staub schlucken müssen. Die Benzinleitung ist verstopft, und nachdem sie durchgeblasen worden ist, geht es weiter. Gegen Mittag erreichen wir die Wasserstelle. Rings herum sind Masaikrale. Bald finden sich Masaifrauen mit Kindern, später auch Krieger an unserem Lagerplatz ein, um uns beim Errichten des Lagers zuzuschauen. Rolf bricht sofort wieder auf. Er will mit Hamissi und dem Masaiführer zu der Stelle, wo die große Fährte eines Elefantenbullen von dem Buren gesehen wurde. Wir schlagen inzwischen mit John und Kisiva das Zelt auf.

Spät abends kommt Rolf zurück. Er ist über fünf Stunden lang durch dichtesten Busch gelaufen. Frische Elefantenfährten hat er gesehen, aber an die Elefanten selbst ist er nicht herangekommen. Ein Ndorobo, den er unterwegs traf, hat ihm versprochen, ihn an einen starken Elefantenbullen heranzubringen. Abends kommt der Ndorobo und bringt noch einen anderen Stammesgenossen mit. Beide hocken sich am Feuer nieder. Rolf verspricht ihnen eine hohe Geldprämie, wenn er durch sie einen Elefanten mit gutem Elfenbein schießen kann. Sie versprechen, daß sie Rolf zu den Elefanten führen werden, beschwören ihn aber, den Masaiführer zu entlassen, weil er nicht ortskundig sei. Wahrscheinlich befürchten sie, mit dem Masai das Geld teilen zu müssen. Hamissi wiederum beredet die Wanderobo, den Bwana nicht in den dichten Busch zu führen. Er hat be-

rechtigte Angst, denn in dem Dornenbuschgelände kann man nur aus geringer Entfernung auf den Elefanten schießen. Der erste Schuß muß tödlich sein, denn zu einem zweiten Schuß bleibt kaum Zeit. Aus diesem Grund wehrt sich Rolf auch, uns mitzunehmen. Er bittet uns, im Lager zu bleiben. Zum Fotografieren sei in diesem unübersichtlichen Gelände ohnehin keine Gelegenheit. Wir beschließen auf eigene Faust in das Pori zu gehen, in der Hoffnung, auf Wild zu treffen und Gelegenheit zu ein paar guten Kudu-Aufnahmen zu haben. Rolf hat mir auf alle Fälle seine Schrotflinte gegeben. Es ist gut, wenn man nachts eine Waffe im Zelt hat. Hier gibt es viel Leoparden.

Der Tee, den wir zum Abendbrot trinken, schmeckt wie Meerwasser. Unsere Boys haben ihn aus dem Wasser gekocht, das sie von dem Masaiwasserloch geholt haben. Der Salzgehalt muß sehr groß sein. Wir bekommen, nachdem wir mit Widerwillen den Tee getrunken haben, furchtbaren Durst.

Es ist Nacht geworden. Auch die Masai sind schlafen gegangen. Ein kleiner Junge, der uns am Abend besucht hatte, wurde von seiner Mutter abgeholt und bezog von ihr eine Tracht Prügel. Der Junge schrie jämmerlich.

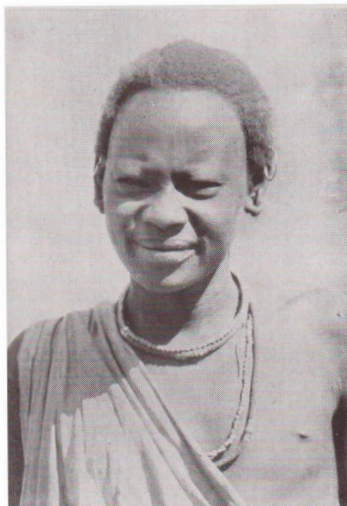
Nun ist überall Ruhe. Nur unsere Boys sitzen noch um das Feuer herum, und Hamissi erzählt die Erlebnisse des vergangenen Tages. Während ich diese Zeilen schreibe, fliegen Käfer und Nachtschmetterlinge um meine Petroleumlampe. Sie setzen sich auf das Schreibpapier, auf meine Hände und fliegen mir in das Gesicht. Der Mond steht direkt über mir. Unendlich weit, viel höher und grenzenloser ist hier in Afrikas Steppen das Sternenzelt.

Aus dem Busch neben unserm Zelt klingt das Kichern eines Masai-mädchens. Ob sie sich heimlich mit ihrem Geliebten getroffen hat? Ein leichter Wind ist aufgekommen. Er bringt kühle Luft, die wir zum Schlafen dringend notwendig haben. Der Tag war wieder drückend heiß. In den Bäumen zirpen die Zikaden. Bald werden wieder die Hyänen heulen, denn Zikadengesang und Hyänengeheul gehört nun einmal zur afrikanischen Steppennacht.

Von fern erklingt der eigenartige Lockruf eines Perlhuhnes. Wer hat es aus dem Schlaf aufgeschreckt? Fledermäuse huschen lautlos um das Zelt. Ich werde mich auch zur Ruhe begeben, 6 600 Kilometer entfernt von meiner Heimat, wo die Kinder um diese Zeit fragen, wie oft sie noch schlafen müssen, bis der Weihnachtsmann kommt.

Nachdem Rolf zur Elefantenjagd aufgebrochen ist, gehen auch wir — nur mit unseren Kameras bewaffnet — in den Busch. Ein Schakal huscht durch das Gestrüpp und Dik-Diks — die kleinen, kaum die Größe eines Hasen erreichenden Zwergantilopen — springen über den Wildpfad, den wir verfolgen. Mehrmals versuchen wir uns an Turakos und Nashornvögel anzupirschen, werden aber leider immer bemerkt, bevor wir zum „Schuß“ gekommen sind. Ein Ndorobo, mit Bogen und Giftpfeilen bewaffnet, kommt uns entgegen. Er fragt, ob wir Elefanten suchen und zeigt uns die Richtung, wo wir Dickhäuter treffen können. Aber wir haben kein Glück. Wohl finden wir Losung, aber sie ist schon mehrere Tage alt. Immer höher steigt die Sonne. Es wird drückend heiß. Wir treten den Rückweg an. Als

wir uns gegen Mittag wieder unserem Lager nähern, treffen wir auf einen Masaikral. Ein Mädchen, eine verheiratete Frau und ein junger Bursche bestaunen unsere Kameras und pfeifen aufgeregt durch die Zähne, als wir ihnen gestatten, durch den Sucher der Exakta-Varex zu schauen. Noch mehr Bestürzung ruft mein Goldzahn hervor. Immer wieder muß ich den Mund weit öffnen und die goldene Zahnkrone bestaunen lassen. Dann betasten sie Ursulas Haut und brechen in Rufe der Verwunderung aus, als sie ihren Hut abnimmt und das lange Haar zeigt. Aber sie geben sich mit diesen



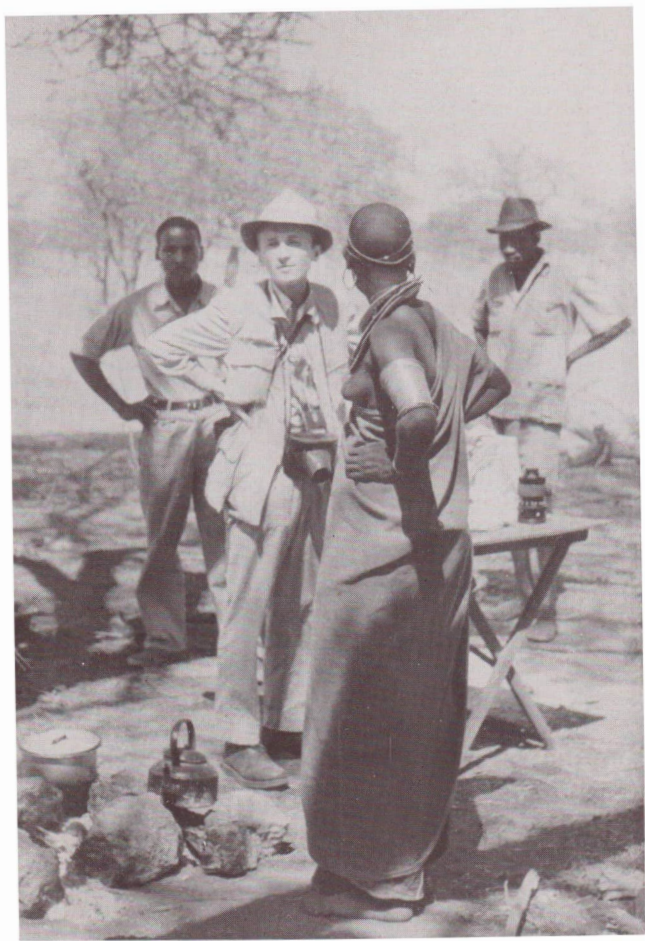
Junger Masaikrieger

anthropologischen Untersuchungen nicht zufrieden. Wieder will das Mädchen wissen, ob Ursula auch bestimmt eine Frau ist. Das Masaimädchen schlägt ihr Tuch zurück und zeigt ihre Brust. Sie fordert gleiches von Ursula, die aber lachend abwehrt. Vorsichtig betastet das Masaimädchen Ursulas Bluse und ist endlich mit dem Ergebnis dieser Körpervisitation zufrieden. Wir machen ihnen durch Zeichen klar — denn Kisuaheli verstehen die Masai nur sehr wenig — daß wir zu unserem Lager gehen wollen und später zu ihnen zurückkehren. Aber die Masaischöne mißverstehet uns. Sie faßt meine Geste als eine Einladung auf und begleitet uns. So bleibt uns nichts anderes übrig, als sie auch zu bewirten. Sie erhält

einen Keks und ein Glas Wasser. Damit haben wir, der Sitte gemäß, unseren „Dienst am Kunden“ erfüllt. Aber der kleinen schwarzen Eva gefällt es bei uns. Sie bleibt und macht es sich gemütlich. Ich benutze die Gelegenheit, das Mädchen, das so unbefangen ist, zu filmen und zu fotografieren. Sie zeigt uns ihren Schmuck, die Perlenhalskragen, die Stirnreifen, die durch beide Ohren gefädelt sind und die Armspiralen aus Messing. Unter diesem Metallschmuck, der von dem Handgelenk bis zum Ellbogen reicht, ist die Haut von schwammigen Narben bedeckt. Sie zeigt mir auch den anderen Arm, an dem sie früher den Schmuck trug. Dort sitzt ebenfalls eine Narbe an der anderen. Ich kann mir nicht erklären, wodurch diese Narben hervorgerufen werden. Ist es der Druck der Metallspiralen? Entzündet sich die Haut durch den Schweiß? Bei genauerer Betrachtung des Schmuckes finde ich des Rätsels Lösung. Zwischen den einzelnen Ringen der Spirale laufen kleine weiße Tierchen umher; Läuse! Unter dem Armschmuck sammeln sich die Läuse zu Tausenden an. Sie verursachen die häßlichen Narben. Als das Mädchen bemerkt, daß ich mich für die krabbelnden Untermieter interessiere, fährt sie mit den Fingernägeln zwischen den Spiralenringen entlang und begeht damit einen Massenmord unter den Läusen. Es macht ihr nichts aus, Läuse zu haben. Sie ist deshalb keinesfalls verlegen. Läuse gehören zu den Masai wie die Zecken zu den Rindern. Bald stellt sich noch ein junger Krieger in unserem Lager ein. Er hat das Haar mit Pflanzenfasern zu vielen langen, dünnen Zöpfen geflochten, die in einem dicken „Mozartzopf“ enden, der ihm weit auf den Rücken herabhängt. Auch er ist sehr freundlich, bescheiden und zurückhaltend. Es kommt sicher sehr selten vor, daß Masai bei Weißen zu Gast sind und sogar auf den kleinen Feldstühlchen am Tisch des Bwana und der Memseb sitzen dürfen. Der Krieger ist stolz auf seine Frisur und freut sich, als wir sie gebührend bewundern. Ein alter Masai bittet uns, ihm Nyama, Fleisch zu geben. Früher aßen die Masai kein Wildfleisch. Sie verachteten deshalb sogar ihre „herabgekommenen“ Brüder, die Wanderobo, die keine Rinderherden besitzen und deshalb Wildfleisch essen müssen. Die Zeiten haben sich geändert. Zwar ist die Verachtung gegenüber den Wanderobos geblieben, aber Wildfleisch essen jetzt auch die Masai. Allerdings jagen sie selbst nicht.

Nachdem sich unsere Gäste unser Inventar genau betrachtet und auch einmal durch den Sucher der Filmkamera geschaut haben, verabschieden sie sich und geben uns zu verstehen, daß wir nun ihnen einen Gegenbesuch abstatten sollen. Aber ich erkläre ihnen, daß es uns im Augenblick zu heiß ist, daß wir auch vorher noch essen wollen und ganz gewiß im Spätnachmittag — ich zeige auf den Stand der Sonne — zu ihnen kommen. Damit geben sie sich zufrieden und ziehen ab. Unsere einzige Sorge jedoch ist, daß sich auch die Masai genötigt sehen, uns zu beköstigen und uns Milch mit Rinderurin versetzt anbieten, die wir dann aus nie gewaschenen Schalen trinken müssen.

Inzwischen kommt Rolf in das Lager zurück. Er hat keinen Elefanten bekommen, wohl aber viele frische Fährten gesehen. Dabei waren aber auch die Fährten von Elefantenkühen mit kleinen Kälbchen. Wanderobos haben ihm berichtet, daß heute Morgen in der Nähe unseres Lagers zwei starke



Ein junges Masaimädchen besuchte uns täglich

Bullen vorbeigezogen sind. Die will er versuchen, am Nachmittag zu finden. Die Hitze wird unerträglich. Bevor wir zu den Masai gehen, wollen wir uns zu einer kleinen Mittagsruhe niederlegen.

Unsere Masaischöne kommt wieder zu uns in das Lager. Sie bringt einige Kolleginnen mit. Ich lasse sie noch einmal durch den Sucher der Kamera schauen, aber sie will die große Kamera, die Filmkamera sehen. Auch diesen Wunsch erfüllen wir ihr. Immer wieder müssen wir neue Attraktionen erfinden, um unsere Gäste zu unterhalten. Ursula schminkt sich die Lippen. Erstaunt schaut das Mädchen zu. Sie möchte auch geschminkt werden. Ursula färbt ihr die dunklen Lippen mit dem Stift hellrot. Aber sie verzieht das Gesicht und spuckt in großem Bogen aus. Die anderen Masaimädchen lachen schadenfroh. Dann reibt sie sich die Lippen ab. Anscheinend eckelt sie der Geschmack des Lippenstiftes. Ursula schenkt ihr einen Spiegel und sofort ändert sich ihr Wesen. Sie betrachtet sich wohlgefällig, rollt mit den Augen, richtet den Schmuck, betrachtet die Zähne — sie wird eitel. Ich sage zu Ursula, daß die Frauen doch überall auf der Welt gleich sind. Aber im nächsten Augenblick hat ein junger Krieger den Spiegel in der Hand und benimmt sich wie ein Geck. Er betrachtet seinen Zopf und ordnet das Haar. Ursula schaut mich triumphierend an: „Die Männer sind aber noch viel schlimmer“, gibt mir Ursula zurück. Ich schweige beschämt. Der junge Masaikrieger hat mich schwer enttäuscht.

Abends kommen fremde Masai mit ihren Rindern. Sie hatten ihren Kral bisher in trockenen Gebieten und wollen nun ihr Dorf in einer Gegend errichten, wo es regnet und der Busch grün ist. Man sieht es den Rindern an, daß ihre Weide karg gewesen ist. Manche Kühe bestehen nur noch aus Haut und Knochen. Sie spüren, daß Wasser in der Nähe ist und versuchen, in Richtung zur Wasserstelle auszubrechen, werden aber von den Masai mit Stockschlägen erbarmungslos zurückgetrieben. Die Masai tranken ihre Rinder nur zweimal in der Woche.

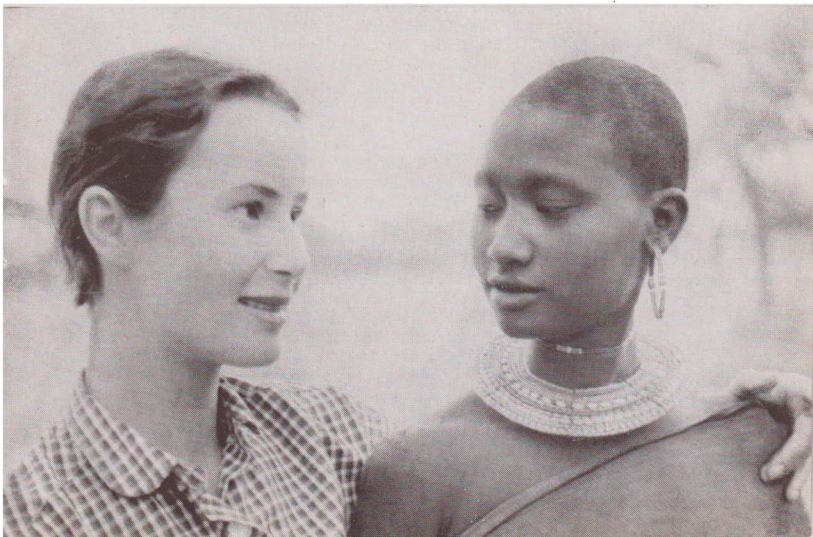
Rolf ist wieder ergebnislos zurückgekehrt. Er ist unweit unseres Lagers, dort, wo wir heute Vormittag waren, auf Elefanten gestoßen, aber es waren wieder nur Kühe und Kälber. Es hat auch nichts genützt, daß er sich frische Elefantenlosung in die Tasche steckte, die — wie ein alter Aberglaube sagt — Glück auf der Elefantenjagd bringen soll. Zwei Masai kommen zu uns und berichten, daß die beiden Elefantenbullen in der Nähe ihres Krals stehen. Aber es ist inzwischen Nacht geworden.

Von fern klingt Trommelschlag zu uns herüber. Masai kennen keine Trommeln, es müssen also andere Eingeborene sein, die dort feiern.

Am nächsten Morgen werde ich durch das Blöken der Masairinder, die an unserem Lager vorbeigetrieben werden, geweckt. Wir benutzen die ersten Stunden nach Sonnenaufgang, um Vögel zu fotografieren. Überall zwitschert und singt es, wenn der Morgen graut. Kleine Finkenvögel mit hellblauem Brust- und Bauchgefieder und einem roten Schnäbelchen suchen zwischen dem Dornengestrüpp nach Nahrung. Nashornvögel, schwarz-weiß gezeichnet, mit langem gebogenen ziegelroten Schnabel, lassen ihren krächzenden Ruf erschallen. Tauben gurren in den Bäumen. Wir haben Glück. Es gelingt uns, eine Serie guter Aufnahmen von den gefiederten Be-

wohnen der Steppe zu machen. Als wir zum Lager zurückkehren, warten Masai auf uns. Sie haben ihre kranken Kinder mitgebracht und bitten uns, ihnen Dawa, Medizin, zu geben. Ein kranker Knabe hat stark geschwollene Lymphdrüsen unter den Achselhöhlen, ist abgemagert und hustet oft. Die Tbc ist bei den Masai weit verbreitet. Wie sollen wir ihm helfen? Ich gebe ein paar harmlose Kopfschmerztabletten, damit die Mutter beruhigt ist. Ein Säugling wird mir gezeigt. Er hat einen ekelhaften Ausschlag, der Hände und Füße bedeckt. Ich schüttle den Kopf. Dagegen habe ich keine Dawa. Mit den Masai kommen auch die Fliegen in unser Lager. Eben haben sie noch auf dem Ausschlag des Kindes gegessen, im nächsten Augenblick versuchen sie, uns in Augen und Ohren zu kriechen. Die Masaifrauen haben sich zwischen unseren Koffern und Kisten niedergesetzt. Eine Mutter hat ihr Kind auf dem Schoß und spielt mit ihm. Sie singt ihm ein Lied vor. Es ist immer wieder derselbe Text. Wenn ich es richtig verstanden habe, waren es folgende Laute: „Je-ne-ja-lolana-je.“ Die Tonhöhe fällt nach dem Ende zu ab. Dabei wiegt die Mutter ihren Oberkörper hin und her, so wie sie es auch beim Tanzen tun. Der Kleine lacht. Die Mutter drückt ihn an sich und küßt ihn auf Wange und Stirn. Erwachsene küssen sich bei den Masai nicht. Frauen mit Flaschenkürbissen ziehen an unserem Zelt vorbei. Sie holen Wasser. Vormittags und im Spätnachmittag wird Wasser geholt.

Ursula hatte sich mit Lende, so hieß das Masaimädchen, angefreundet



Ich höre Motorengeräusch. Ein Landrover kommt aus der Steppe. Er hält in der Nähe unseres Lagers. „Hallo!“ ruft der lange Amerikaner, der aus dem Wagen steigt. „Hallo!“ antworte ich. Er ist Völkerkundler und studiert das Leben der Masai. „Ich wohne in einem Masaikral vier Meilen von Ihrem Lager entfernt. Kommen Sie mich doch einmal besuchen. Ich würde mich sehr freuen, Sie zum Tee einladen zu dürfen“ sagt er. Ich bedanke mich herzlich. Ob es mir möglich sein wird, seiner freundlichen Einladung nachzukommen, kann ich heute noch nicht sagen. Nachdem auch ich ihm den Zweck meiner Safari erklärt habe, und wir feststellen, daß wir in einem Zoodirektor in Amerika einen gemeinsamen Bekannten haben, verabschiedet er sich wieder und fährt zu seinen Masaifreunden zurück. Gegen Mittag wird die Hitze wieder fast unerträglich. Wir legen uns auf die Felddbetten und sind froh, wenn durch das Zelt ein leichter Wind weht, der uns Kühlung bringt.

Kein Glück mit Elefanten

Auch Rolf's letzte Pirsch auf Elefanten ist ergebnislos verlaufen. Wohl hat Rolf Elefanten gesehen, aber bevor er nahe genug an sie herankam drehte sich der Wind, die Tiere erhielten Witterung und gingen, in eine Staubwolke gehüllt, ab. Wir haben mehr Glück auf unserer Nachmittagspirsch gehabt. Es ist uns gelungen, verschiedene Vögel vor die Kamera zu bekommen und bei gutem Licht zu fotografieren.

Abends finden sich in unserem Lager wieder Masai ein. Interessiert schauen die Frauen Ursula beim Kochen zu und pfeifen erstaunt, als Ursula einen Topf öffnet und ihnen die Spaghetti zeigt. Sie geraten aber in Bestürzung, als Ursula eine Kostprobe dieser Nudeln im Mund verschwinden läßt. Wahrscheinlich glauben sie, daß die Spaghetti Würmer sind. Lende, ein besonders schönes Masaimädchen, erhält von Ursula eine leere Neskafee-Dose als Geschenk. Die anderen Frauen heben die von uns weggeworfenen Blechverschlüsse der Selterwasserflaschen auf, um sie als Schmuck an ihre Halsketten zu hängen.

Wir beschließen, unser Lager am nächsten Morgen abzubrechen und zum Landenai zu fahren. In der Umgebung dieses Berges soll es auch Elefanten geben. Wieder sitzen wir in unserem Landrover. Die Kamera liegt schußbereit auf meinen Knien. Als wir Nabarera, eine Masaistation mit einem Krämerladen und einem großen Brunnen, erreichen, treffen wir auf einen Neger, der zum Stamme der Wakamba gehört. Rolf hat ihn schon oft als Führer gehabt. Er berichtet, daß ungefähr 40 Kilometer von Nabarera entfernt, am Fuße des Naiburumu-Berges, Elefanten sind. Wir ändern unseren Plan und beschließen, mit dem Mkamba zum Naiburumu zu fahren. Schon wenige Kilometer hinter Nabarera treffen wir auf große Herden von Schwarzfersenantilopen, die hier überraschend zutraulich sind. Auch gelingt es mir, einen Trupp weiblicher Kuduantilopen zu fotografieren. Als wir aber an unserem Lagerplatz ankommen und zum Wasserloch gehen, wo die Elefanten sich einfinden, um ihren Durst zu stillen, entdecken wir unmittelbar an der Wasserstelle den von Geiern und Hyänen angefres-



Nur die männlichen Schwarzfersenantilopen tragen ein Gehörn

senen Kadaver eines Elefanten. Der Mkamba erklärt, daß er vor drei Wochen mit einem Jäger aus Kenia hier war und daß dieser Jäger den Elefanten am Wasserloch erlegte. Leider will er den Namen des Jägers nicht sagen, er behauptet, er hätte vergessen wie der Bwana hieß. Es ist nämlich verboten, an der Wasserstelle zu jagen. Das weiß auch der Mkamba, und wahrscheinlich hat er von dem Jäger ein Schweigegeld erhalten. Es hat keinen Sinn, in einem Gebiet Elefanten zu suchen, in dem vor kurzer Zeit ein Elefant erlegt wurde. Deshalb brechen wir sofort wieder auf und fahren nach Nabarera zurück, um an dem Berg gleichen Namens unser Lager aufzuschlagen. Kurz vor Sonnenuntergang erreichen wir unser Ziel. Es ist ein unbeschreiblich schöner Platz. Vor unserem Zelt, das im Schatten hoher Schirmakazien steht, steigt schroff der Berg auf. Felsen ragen aus dem grünen Busch hervor und werden von der untergehenden Sonne rot beleuchtet.

Wir frieren in der Nacht. Ein kalter Wind weht in unser Zelt hinein. Aus der Buschsteppe klingt das Gebrüll eines Löwen.

Schon kurz nach Sonnenaufgang gehe ich mit Rolf, dem Mkamba und Hamissi zu den Wasserlöchern. Überall finden wir Elefantenfährten, aber die meisten sind schon viele Tage alt. Auch Nashörner und Büffel ziehen



Am Fuße des Nabarera schlagen wir unser Zelt auf

nachts zu den Wasserlöchern, kehren aber schon vor Morgengrauen wieder in die Ebene zurück. Rolf hält es für aussichtslos, länger in diesem Gebiet nach Elefanten zu suchen. Wir treten den Rückweg an, fahren nach Nabarera, wo wir den Mkamba wieder entlassen, und von dort in Richtung Meru. Für mich ist dieser Tag ein Glückstag. Sechsmal gelang es mir, die scheuen Giraffengazellen im Bild festzuhalten, und außerdem bekomme ich zahlreiche Aufnahmen von Impalas, Giraffen und Geierperlhühnern. Spät abends erreichen wir Momella, wo wir wieder einmal richtig baden können.

Am nächsten Tag fahre ich abends mit Rolf in die Felder. Die Bohnen sind gut gewachsen, und auch der Mais treibt jetzt schnell in die Höhe. Als wir hinter der Kaffeeplantage durch den Busch fahren, um noch ein anderes, weiter von der Farm entferntes Feld zu besuchen, stehen plötzlich unmittelbar neben dem Weg Elefanten. Rolf reißt den Wagen herum, biegt in einen anderen Weg ein, fährt etwa 30 Meter weiter und hält. Aber die Elefanten haben uns schon gesehen. Eine Kuh stellt die Ohren ab und greift uns an. Eine zweite Elefantenkuh trompetet laut. Ich springe in den Wagen, denn wir müssen versuchen, aus ihrem Blickfeld zu kommen. Witterung können sie von uns nicht erhalten, weil der Wind von den

Elefanten zu uns herüberweht. Wir fahren noch ein Stück, bis der Wagen von Büschen verdeckt ist. Ich springe aus dem Auto und fotografiere. Die Elefanten sind sehr unruhig. Sie haben ihre Rüssel erhoben und versuchen herauszubekommen, wo wir uns befinden. Kleine Elefantenkälber laufen zwischen den Beinen ihrer Mütter umher. Langsam schiebt sich eine große Kuh vor. Ihre Zähne sind weit nach außen gebogen. Diese Kuh kenne ich. Ich fotografierte sie vor einigen Tagen im Meruwald. Tani, ein eingeborener Farmerarbeiter, der mit uns gefahren ist, stößt mich an: „Tembo Kubwa“, flüstert er und zeigt auf einen großen Elefantenbullen, der abseits der Herde steht. Im gleichen Augenblick hat auch Rolf den Elefanten entdeckt. „Einen solchen Elefanten suche ich. Komm in den Wagen, wir fahren zurück, ich hole mein Gewehr.“ Wir springen in das Auto, und in schneller Fahrt geht es zur Farm zurück. Rolf rennt ins Haus, greift seine Elefantenbüchse und sitzt schon wieder im Wagen. Er hat es sehr eilig, denn bald wird die Sonne hinter dem Meru verschwinden. Der Wagen springt über Steine hinweg, holpert über Schlaglöcher, keucht einen kleinen Hügel hinauf und bringt uns in kurzer Zeit zu den Elefanten zurück. Rolf ist aufgeregt. Die Elefanten stehen noch an der alten Stelle, sind nur weiter zum Wald hin gezogen. Rolf nimmt das Gewehr, will repetieren und bemerkt entsetzt, daß er das Gewehrschloß nicht mitgenommen hat. Wir springen wieder in den Wagen. Aber schon nach wenigen Minuten hat er einen „Plattfuß“! In einer Rekordzeit wird das Rad ausgewechselt. Inzwischen hat Tani das Gewehrschloß geholt, und in rasendem Tempo geht es wieder auf die Elefanten zu. Aber wir kommen zu spät. Die Elefanten sind im dichten Busch verschwunden. An dem Knacken der Zweige erkennen wir, daß die Elefanten zu den Feldern ziehen. Wir fahren mit dem Wagen ein Stück zurück und wollen am Rand des Akazienbusches auf die Elefanten warten. Schon ist die Sonne hinter dem Meru versunken, als die Dickhäuter endlich aus dem Dickicht herauskommen. Voran marschiert die Kuh mit den nach außen gebogenen Stoßzähnen. Ihr folgen Kälber und andere Kühe. Sie kommen in schnellem Schritt auf uns zu. Wir treten den Rückzug an, denn Rolf will keine Kuh, sondern den Bullen mit den schweren Stoßzähnen schießen. Damit wir uns aber durch das Motorgedrösch des Autos nicht verraten, schieben wir den Wagen an und lassen ihn langsam den abschüssigen Weg hinunterrollen. Das Licht wird immer schlechter. Schon kann man kaum mehr Kimme und Korn unterscheiden. Wir gehen den Elefanten entgegen. Sie ziehen im Gänsemarsch an einem Hügel entlang. Der Bulle geht anscheinend am Schluß der Herde. Wieder müssen wir rennen, um den Wagen noch vor den Elefanten zu erreichen. Es hat heute keinen Zweck mehr, die Elefanten anzupirschen. Es ist zu dunkel. Wir kehren zur Farm zurück. Rolf beauftragt zwei Neger, morgen noch vor Sonnenaufgang die Elefanten zu suchen. Am nächsten Tag berichten diese beiden, daß die Elefanten wieder im Akazienbusch stehen, den sie tagsüber nicht verlassen werden. Gegen 16.30 Uhr klettern wir auf einen Hügel am Rande des Busches. Wir wollen warten, bis sie die Deckung verlassen. In den Wald hineinzugehen, um dort den Bullen zu suchen, wäre viel zu gefährlich, weil man dort keine fünf Meter weit sehen kann. Es vergeht eine Stunde. Immer lauter wird das Krachen der Zweige, die

von den Elefanten abgerissen und verspeist werden, immer aufdringlicher aber werden auch die kleinen Stechmücken, die in Schwärmen über uns herfallen. Es beginnt zu regnen. Ein herrlicher Regenbogen, schöner als ich ihn jemals gesehen habe, steht über dem Wald. Endlich biegen sich die Büsche auseinander, und eine Elefantenkuh tritt aus dem Akazienwald hervor. Sie bleibt stehen, hebt den Rüssel und prüft den Wind. Dann geht sie einige Schritte weiter. Ihr folgen zwei Elefanten, ein zahnloser und eine Kuh. Hinter ihnen sieht man die grauen Rücken anderer Elefanten, die noch halb von Bäumen verdeckt sind. Plötzlich hebt die erste Kuh wieder den Rüssel und stellt die Ohren ab. Im gleichen Augenblick stehen auch die anderen Elefanten bewegungslos. Nur ihre Rüsselspitzen drehen sich nach allen Seiten. Haben sie die Rufe der Hirten gehört, die jenseits der Hügel ihr Vieh zum Wamerudorf treiben? Fünf Minuten stehen sie wie versteinert, dann stellt die Leitkuh die Ohren ab, macht kehrt und verschwindet geräuschlos mit der Herde wieder in dem Akazienwald, aus dem sie gekommen waren. Wir fahren zur Farm zurück, denn die Dämmerung geht schnell in die Nacht über.

Am nächsten Morgen melden die Fährtsensucher, daß die Elefanten in der Nacht am Farmhaus vorbeigezogen sind und wieder in einem Akazienwald stehen. Rolf will noch einmal sein Glück versuchen. Wir treten eine Abendpirsch an, die beinahe unsere letzte geworden wäre. Auf einem Hügel, der sich vor dem Wäldchen erhebt, in dem nach Aussagen der Eingeborenen die Elefanten stehen sollen, setzen wir uns nieder. Yuama, ein Neger, den Rolf ausgeschickt hat, um noch einmal den Standort der Elefanten festzustellen, ist bereits auf dem Hügel angelangt und berichtet, daß er die frischen Fährten der Elefanten gesehen hat, die in den Wald hinein, aber nicht aus ihm herausführen. Auch Tani ist wieder bei uns. Er hat seinen Sohn mitgebracht. Nur Saidi, der mit Yuma zusammen die Elefanten suchen sollte, ist nicht gekommen. „Auf die Burschen kann man sich nicht verlassen“, brummt Rolf ärgerlich. Mit dem Fernglas suchen wir das Tal vor uns und die sich dahinter erhebende Hügellandschaft ab. Wir sehen ein Nashorn, das langsam einen Berg hinaufzieht. Von den Elefanten aber ist nichts zu sehen und nichts zu hören. Ich habe mein Gewehr an die Schulter gelegt — Rolf hat mir für alle Fälle eine 8-mm-Büchse in die Hand gedrückt — und träume vor mich hin. Plötzlich höre ich hinter mir eine Stimme: „Tembo, Tembo!“ Ich schaue angestrengt zum Akazienwald, weil ich annehme, daß Tani dort die Elefanten sieht. Da springt Tani neben mir auf und rennt davon. Ich blicke hoch und schaue in das vor Angst verfärbte Gesicht von Saidi, der hinter sich zeigt, „Tempo“ flüstert und ebenfalls davonrennt. Keine 15 Meter hinter uns kommen zwei Elefanten, eine Kuh mit einem halbwüchsigen Kalb im Eilschritt auf uns zu. Jetzt hat auch Rolf sie bemerkt. Er ruft: „Aus dem Wind, schnell aus dem Wind.“ Alles springt durcheinander. Voran rennt Saidi. Tani folgt ihm mit seinem Sohn. Wir rennen, immer wieder über Sträucher und Büsche stolpernd, hinter den Eingeborenen her. Rolf repetiert im Laufen sein Gewehr. Als wir um eine Strauchgruppe herumrennen, stehen wir plötzlich vor einem Elefantenbullen. Er ist erregt, hebt den Rüssel, stellt die Ohren ab und versucht, Wind zu bekommen. Da er hinter der Kuh mit dem



Dieses wahrscheinlich an einer Schußverletzung gestorbene Nashorn fanden wir in der Nähe des Momellasees

Kalb kam, hatte er ursprünglich genau wie diese die volle Witterung von uns bekommen. Wir stehen still und bewegen uns nicht. Langsam dreht er ab und zieht wieder den Berg hinab. Auch die anderen beiden Elefanten sind verschwunden.

Es war unser Glück, daß Saidi sich verspätete, denn er hat uns auf die Elefanten aufmerksam gemacht. Er sah die Dickhäuter direkt auf uns zukommen, sah aber auch, daß wir sie nicht bemerken konnten, weil wir ihnen den Rücken zuekehrten. Wir hätten die Elefanten erst bemerkt, wenn es bereits zu spät gewesen wäre. Saidi war im richtigen Augenblick aufgetaucht. Nachdem wir uns von dem Schreck erholt hatten, mußten wir herzlich lachen. Es war das dritte Mal, daß mich Elefanten zum Rennen brachten: Der Bulle vom Ngorongoro-Krater, die angreifende Kuh vor zwei Tagen und heute die Kuh mit dem Kalb.

Später sehen wir den Bullen durch das Tal ziehen und auf dem gegenüberliegenden Hügel im Busch verschwinden. Die anderen beiden Elefanten bleiben unsichtbar. In der Aufregung hat niemand von uns bemerkt, wohin sie gelaufen sind. Es ist unglaublich, wie diese Riesen der Tierwelt sich verstecken können und wie lautlos sie sich durch den dichtesten Busch bewegen. Rolf wollte Elefanten jagen, stattdessen sind wir von Elefanten gejagt worden. Trotzdem möchte ich es noch nicht aufgeben, diese mächtigen Herren der Steppe und der Wälder im Bild festzuhalten. Wir bereiten eine neue Safari vor, die uns zu den Elefanten vom Longido bringen soll.

Zwischen meinem letzten Bericht und diesen Zeilen liegt eine ungewollte, aber leider unvermeidliche Pause, denn auch mich hatte die Malaria erwischt. „Das ist eine alte, verschleppte Malaria“, sagte der Arzt, als er sich den Blutabstrich betrachtete. „Die haben Sie sich im vergangenen Jahr schon geholt. Man findet alle Entwicklungsstadien des Erregers im Blut“. Das Fieber stieg kaum bis 38 Grad, aber ich hatte viele Tage lang Kopfschmerzen, wie sie nicht schlimmer sein konnten. Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, lag ich auf dem Feldbett.

Das Weihnachtsfest ist still vorübergegangen. Als die Kerzen auf der geschmückten Zeder brannten, konnte man den „falschen“ Weihnachtsbaum kaum mehr von einer deutschen Tanne unterscheiden. Es wurden auch künstliche Weihnachtsbäume aus Glas im Verkauf angeboten. Man kann sie zusammenlegen. Dazu gibt es ein Fläschchen mit Tannenparfüm, das im Zimmer verspritzt werden soll.

Wir hatten gleich nach Weihnachten einen Versuch unternommen, dem Loldaiga, dem sagenhaften Raubtier vom Longido auf die Spur zu kommen. Leider scheiterte dieser Versuch an der völligen Betrunkenheit der Eingeborenen am Longido, die uns führen sollten. Sie hatten das Weihnachtsfest auf ihre Art mit viel Pombe gefeiert. Und dann kam meine Malaria. Zuerst glaubte ich, es sei Zeckenfieber. Auf den letzten Pirschgängen hatte ich immer unter Zecken zu leiden gehabt, und wenn ich mir abends diese unangenehmen Quälgeister vom Körper ablas, blieb mitunter der Kopf der Zecke in der Haut stecken. Juckende Geschwüre traten auf, und die Leistendrüsen schwellen an. Die Gefahr einer Blutvergiftung war gegeben. Deshalb erhielt ich vorerst eine Penicillinspritze. Spät in der Nacht kehrten wir von dieser Behandlung nach Momella zurück. Als wir auf schmalem

Pfad in den Urwald einbogen, der einige Kilometer vor Momella beginnt, lag frische, noch dampfende Elefantenlosung auf dem Weg und im nächsten Augenblick standen die Dickhäuter auch schon im Scheinwerferlicht unseres Autos. Es war eine große Herde. Sie versperrte die Straße. Eine Elefantenkuh stellte die Ohren ab und kam uns mit keinen guten Absichten entgegen. Rolf ließ den Wagen langsam zurückrollen. Wir warteten. Dann unternahmen wir den nächsten Versuch. Aber die Elefanten standen immer noch auf dem Weg. So ging es immer wieder einige Meter vorwärts und, wenn die Kuh angriff, wieder einige Meter zurück. Endlich — nach etwa 10 Minuten — als wir wieder einen Vorstoß wagten, war die Straße frei. Rolf trat auf den Gashebel. Neben der Straße krachten die Zweige. Elefantenbabys quietschten. Als wir aber um die nächste Wegbiegung kamen, standen vor uns auf der Straße wieder Elefanten. Damit waren wir in einer sehr unangenehmen Situation. Zurück konnten wir nicht mehr, denn hinter uns waren Elefanten und vorwärts konnten wir auch nicht. Der eingeborene Boy, der im Landrover neben mir saß, wurde grau im Gesicht. Zu allem Überfluß trompetete eine aufgeregte Kuh auch noch dicht neben dem Wagen. Wir befanden uns also mitten in einer Elefantenherde, die wir auf mindestens 30 Dickhäuter schätzten. Ich verspürte ein seltsames Gefühl in der Magengegend. Rolf nahm den Tropenhelm ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Zu allem Überfluß wurde ein halbwüchsiger Bulle nervös und rannte unmittelbar vor dem Auto im Scheinwerferlicht hin und her. Wenn jetzt auch seine besorgte Mutter noch die Nerven verloren hätte — sie stand keine fünf Meter von uns entfernt im Unterholz neben der Straße — wäre es wohl um unser Auto geschehen gewesen. Inzwischen zogen wenigstens die anderen Elefanten, die vor uns auf dem Weg standen, in den Wald. Nur der junge Bulle fand sich nicht aus dem Lichtkegel heraus. In diesem Augenblick erschallte unmittelbar hinter unserem Wagen ein schriller Trompetenstoß. Wir schraken zusammen. Einer der Elefanten hinter uns hatte sich zum Angriff entschlossen und raste auf uns zu. Jetzt gab es keine Wahl mehr. Rolf gab Gas, und der Wagen fuhr auf den jungen Bullen zu. Sofort griff auch das Muttertier von der Seite an. Der Bulle rannte kurz vor dem Wagen seitlich in den Busch. Hinter uns erklang wieder das Trompeten der in höchster Erregung befindlichen Dickhäuter. Aber die Straße war jetzt frei, und so konnten wir in der letzten Sekunde dem Angriff der Elefanten entrinnen. Zwanzig Minuten hatten wir mit dem Auto in der Elefantenherde gestanden. „Das hätte sehr unangenehm ausgehen können“, sagte Rolf und brach damit das Schweigen, denn in den 20 Minuten hatte keiner von uns ein Wort gesprochen. „Hast du von Elefanten nun endlich genug?“, fragte er mich. Es war das fünfte Mal, daß wir von Elefanten angegriffen wurden und das zweite Mal, daß wir „um ein Haar“ entkommen waren. Dann lachten wir alle. Es war ein befreiendes Lachen.

Bei den Löwen von Tsavo

An einem der darauffolgenden Tage waren wir abends am Kahnsee. Drei Nashörner lagen schlafend am Ufer. Wie wir später feststellten, waren es zwei Kühe und ein fast erwachsenes Kalb. Wir hatten uns in ihrer Nähe niedergehockt und warteten auf die Sonne, die sich hinter Wolken versteckt hatte, denn wir wollten die schlafenden Nashörner fotografieren. Plötzlich sprangen die drei faulen Gesellen auf und prusteten laut. Ein Nashornbulle näherte sich ihnen. Als er seine Artgenossen erkannte, schnaubte auch er laut durch die Nase und griff an. Die Nashornmutter — ein hochtragendes Tier — versuchte mit ihrem Kalb dem wütenden Bullen zu entfliehen, in dem sie einen Hügel hinaufrannte. Aber der Bulle war schneller. Schon hatte er sie erreicht, senkte das Horn und stieß zu. Die Nashornmutter überschlug sich und rollte den Hang hinunter, kam aber sofort wieder auf die Beine und rannte davon. Der Bulle hatte ihr sein Horn tief in den linken hinteren Oberschenkel gestoßen. Aus der Wunde strömte Blut. Inzwischen hatte der Bulle die andere Kuh erkannt und rannte hinter ihr her. Beide entschwandten unseren Blicken. Ich weiß nicht, was den Bullen zu diesem Angriff veranlaßt hat. Nashörner können nicht nur in Gefangenschaft sehr unverträglich sein. Diese Unverträglichkeit hat auch die Zucht von afrikanischen Spitzmaulnashörnern in Zoologischen Gärten bisher sehr erschwert.

Morgen wollen wir nach Tsavo fahren. Dort gibt es einen kleinen See, der von einer Quelle gespeist wird. In diesem See leben viele Nilpferde. Sie sind das Ziel unserer Reise. Tsavo ist durch seine „Menschenfresser-Löwen“ bekannt geworden. Beim Bau der Eisenbahn haben dort einige Löwen täglich die Bahnarbeiter überfallen und viele Wochen lang eine Schreckensherrschaft ausgeübt. Aber das liegt schon viele Jahre zurück. Man sagt nur, daß die Tsavo-Löwen auch heute noch besonders angriffslustig seien. Auch Elefanten gibt es im Busch von Tsavo. Wir hoffen, daß uns die Tsavo-Elefanten freundlicher begegnen als ihre Artgenossen von Momella.

Wir sind im Rathaus-Camp an den Mzima-Springs, den gesunden Quellen, angelangt. Wir haben auch den Tsavo-Löwen unseren Besuch abgestattet. Obwohl sie in sehr schlechtem Ruf stehen, können wir uns über ihr Betragen nicht beschweren. Der für dieses Gebiet zuständige Wildhüter erzählte uns, daß vor kurzer Zeit ein Löwe einen Inder angefallen habe. Der Inder hatte das Auto verlassen, um den Löwen zu fotografieren. Er hatte Glück im Unglück, denn bei ihm war ein Wildhüter mit Gewehr, der den Löwen erlegte und damit dem Inder das Leben rettete. Ein anderer Löwe schlich sich nachts in ein Zelt, in dem ein Neger schlief. Er packte den Neger am Bein und versuchte, ihn aus dem Zelt zu schleifen. Der Neger schrie furchtbar. Seine Begleiter erwachten und schrien mit ihm. Der Löwe ließ seine Beute fahren und ergriff die Flucht. Diese beiden Ereignisse aus der jüngsten Vergangenheit beweisen, daß die Löwen von Tsavo der Tradition ihrer Väter — den Speisezettel durch Menschenfleisch abwechslungsreicher zu gestalten — treu geblieben sind. Unsere Begegnung mit den Tsavo-Löwen verlief dagegen sehr harmlos. Sie haben auch



Die Löwin knurrte und schlug mit dem Schwanz als wir sie fotografierten

zur Zeit viel Wichtigeres zu tun, als sich um einen schmackhaften Europäer zu bemühen, ja, ihr Hunger ist in diesen Tagen überhaupt nicht groß, denn sie werden von der Liebe satt, es ist Paarungszeit. Gleich am ersten Tag trafen wir kurz vor Sonnenuntergang auf ein junges Löwenpaar. „Er“ war ein ausgesprochen schöner Löwe, trug eine starke Mähne, die auffallend hell war und nur das Gesicht durch einen dunkelbraunen Mähnenstreifen einrahmte. Die Löwin lag vor ihm. Schlank war sie und sehr jung. Wir standen mit unserem Wagen 30 Meter vor dem Liebespaar. Nachdem die beiden in ihrer Ruhe gestörten Raubkatzen uns einige Minuten scharf beobachtet und wahrscheinlich festgestellt hatten, daß wir harmlos sind, stand der Löwe auf, streckte sich, leckte seiner Auserwählten liebevoll über das Gesicht und versuchte, sich mit ihr zu paaren. Sie aber wich ihm aus. Wir glaubten, in ihrem schönen Gesicht Verlegenheit und Scham zu erkennen und verabschiedeten uns.

Auch die anderen beiden Begegnungen mit Löwen verliefen völlig harmlos. Wir trafen aber immer nur Paare an.

Als wir unser verliebtes Löwenpaar verlassen hatten, sahen wir wenige Minuten später ein Nashorn am Wege stehen. Noch trennten uns vom Nashorn 80 Meter, als der Motor starb. Rolf trat auf den Anlasser, aber ohne Erfolg. Der Anlasser schwieg, die Batterie war entladen. Es war eine peinliche Situation, denn niemand kann sagen, wie ein Nashorn auf einen Menschen reagiert, der mit einer Handkurbel den Motor anwirft. Vorsichtig stieg Rolf aus dem Wagen. Das Nashorn äugte zu uns herüber. Aber auch der Versuch mit der Handkurbel mißlang. Wir hatten eine Ersatzbatterie mit. Schnell wurde die alte Batterie abmontiert und die neue eingesetzt. Das Nashorn wurde ungeduldig. Es stieß mit dem Kopf nach oben, ließ ihn wieder zu Boden sinken und stieß erneut sein langes spitzes Horn in die Luft. Ich hatte den Eindruck, daß es sich üben oder Mut machen wollte. Schließlich war die Montage beendet, und als der Motor wieder brummte, zog das Nashorn doch vor, das Weite zu suchen.

Die Landschaft vom Tsavo-Park, dem größten Nationalpark von Kenya, ist unvorstellbar schön. Grüne Hügel wechseln mit sanften Tälern. Wohin das Auge schaut, überall findet es Berge. Es hatte in letzter Zeit oft geregnet, deshalb ist nichts mehr von der Dürre der Trockenzeit zu sehen. Der Tsavo-Fluß ist von einem Palmendickicht eingerahmt und erweitert sich zu einem kleinen See bei den Mzima-Springs. Man kann durch das klare Wasser bis auf den Grund des Flusses schauen, sieht die Fische schwimmen, die Krokodile in der Ufernähe auf ihre Beute lauern und die Nilpferde schlafen. Es ist ein Paradies für Nilpferde. Alle Altersstufen sind vorhanden. Von der großen, dicken Nilpferdoma bis zum kleinen Nilpferdbaby, das unter Wasser einer Seekuh sehr ähnlich sieht. Während die Flußpferde in der Mittagszeit träge im Wasser liegen und schlafen, werden sie gegen Abend munter. Die Halbwüchsigen, die Nilpferdlausingen, balgen sich. Hoch spritzt das Wasser auf, wenn sie versuchen, einander zu rammen oder mit aufgerissenem Maul ihre Spielgefährten überfallen. Wenn sie es zu toll treiben, schiebt sich die Mutter dazwischen oder erhebt sich gar drohend wie ein riesiger Felsblock aus dem Wasser. Unwillig über die Störung grunzt der Bulle, und sein ganzer Harem grunzt

aus Sympathie mit. Ich habe an den Mzima-Springs von dem Familienleben der Flußpferde viele Meter Film gedreht.

Wenn wir abends von anstrengender Suche nach Elefanten und Kudus zurückkehren, dann fahren wir noch schnell einmal zu unseren belebten Lieblingen, denn wir haben die Flußpferde richtig liebgewonnen. Heute hatten wir Glück mit Elefanten. Es ist eine ungünstige Zeit für Elefantenbeobachtungen, denn überall stehen Wasserlachen und überall können diese Dickhäuter ihren Durst stillen. Während der Trockenzeit sind sie auf den Fluß angewiesen. Man braucht sich nur am Fluß aufzuhalten, und auf die Elefanten zu warten. Jetzt, nach der kleinen Regenzeit, wandern sie weit im Lande umher, und man muß oft viele Tage suchen, ehe man einen Elefanten entdeckt. Wegen der Elefanten, der Oryxantilopen und der Kudus waren wir nach Tsavo gefahren. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, unbedingt die Tsavo-Elefanten zu fotografieren, denn sie unterscheiden sich von ihren anderen Artgenossen durch ihre rote Farbe. Ja — die Tsavo-Elefanten sind leuchtend rot, wie ein Ziegelstein. Natürlich ist das nicht ihre eigentliche Hautfarbe. Wenn man sie abwaschen würde und nach einem starken Regen sind sie grau wie alle Elefanten. Aber nicht lange, denn bald bewerfen sie sich wieder mit Erde. Die Erde aber ist im Tsavo-Gebiet rot. Ich habe sie fotografiert, die roten Elefanten. Ein mächtiger Bulle zog durch das grüne Steppengras. Zuerst glaubten wir, es sei ein roter Termitenhügel. Bald aber erkannten wir den Elefanten. Er kam direkt auf uns zu spaziert. Es war ein seltsamer Anblick. Sogar die Stoßzähne waren rot. Ich schoß ein Bild nach dem anderen ab. Keine 40 Meter hinter unserem Wagen erreichte er die Straße, prüfte mit dem Rüssel vorsichtig unsere Fährte, wackelte mit dem Kopf, daß die Ohren wie große Fensterläden im Sturm hin- und herpendelten und der Rüssel durch die Luft fuhr und zog langsam in den Dornenbusch ab, der die andere Straßenseite säumte. Auch ein mit roter Erde eingepudertes, besonders neugieriges Warzenschwein, trafen wir auf unserer Pirsch. Es kam — als es uns bemerkt hatte — bis auf 20 Meter an das Auto heran und stellte sich in Fotografierr-Positur, das Schwänzchen steil in die Höhe gestellt. Mich erinnern Warzenschweine immer an Personenautos mit Radioantenne. Aber im allgemeinen sind die Tiere im Tsavo-Park sehr scheu, denn leider wird hier viel gewildert. Die Wakambas, ein Jägervolk, sind hinter dem Wild her, und zur Zeit befinden sich mehrere Polizeikommandos im Park, die den Wilderern das Handwerk legen sollen.

Es ist sehr heiß im Tsavo-Land, und Moskitos gibt es in unvorstellbarer Zahl. Das war vielleicht auch der Grund für einen Malaria-Anfall, den ich gestern Abend hatte. Kalter Schweiß brach mir am ganzen Körper aus, und die Kopfschmerzen wurden unerträglich. Ich mußte mich übergeben. Völlig erschöpft lag ich auf dem Feldbett. Die Moskitos summten. Ich konnte das Moskitonetz nicht über mir haben, hatte ich doch das Gefühl, von ihm erdrückt zu werden. Da erhielt ich unerwartete Hilfe. Ich hörte in der Hütte leisen Flügelschlag und verspürte hin und wieder einen zarten Lufthauch über mein Gesicht streichen. Im Dämmerlicht erkannte ich vier Fledermäuse, die in dem engen Raum Jagd auf Moskitos machten.

Oft schnappten sie die Insekten nur wenige Millimeter über meinem Gesicht weg. Sie berührten mich dabei aber nicht ein einziges Mal. Ich konnte sie als Schattenrisse fliegen sehen, wenn sie am Fenster vorbeiflatterten. Langsam ließen die Kopfschmerzen nach, und von Fledermäusen vor Malaria mücken behütet, versank ich in einen tiefen Schlaf. Jetzt sitze ich, wieder völlig frisch und munter, vor der Hütte. Glanzstare zwitschern in den Bäumen und kommen in Scharen zu einer kleinen Pfütze geflogen, in der sie ihr stahlblau schimmerndes Gefieder baden. In einer halben Stunde — es ist jetzt nachmittags 3 Uhr — werden wir auf Abendpirsch gehen.

Wir haben Kidani, so hieß unser Lagerplatz, verlassen und sind nach Ngulia gefahren, wo sich am Fuße eines Berges auch ein Camp befindet. Das Gebiet zwischen Kidani und Ngulia ist landschaftlich unsagbar reizvoll und abwechslungsreich. Selbst die ausgefallendste Phantasie eines Märchendichters könnte nicht den Formenreichtum erdenken, den wir auf dieser 30 Kilometer langen Strecke erlebten. Sanfte Hügel wechselten mit steilen, bizarren Felsgebilden ab, die sehr an die Sächsische Schweiz erinnerten. Dann hatten wir wieder den Eindruck, uns im Harz zu befinden oder auf ein liebliches erzgebirgisches Tal herabzuschauen. Unvermittelt, geradezu erschreckend gegensätzlich zum saftigen Grün der Hügel und Ebene, stieg aus der Obstgartensteppe, die hier überall das Land bedeckt, ein schwarzer Kegel auf. In seiner Mitte befand sich ein tiefer Krater, von dem aus sich eine riesige schwarze Mauer in das Land schob. Feuerflüssige Lava hat sich hier vor langer Zeit zu einem etwa 20 Meter

Agamen huschen auf den Ästen der Bäume entlang und machen Jagd auf Insekten



breiten und 6 Meter hohen Wall aufgetürmt, um dann zu erstarren. Ich hatte den Eindruck, daß diese Mauer nur von Menschenhand geschaffen sein könnte, so gleichmäßig, so abgemessen erschien sie mir. Viele Kilometer fuhren wir an dem Lavawall entlang. Auf dieser Fahrt sahen wir außer Vögeln und zwei kleinen Zwergantilopen kein Wild. Wie ausgestorben war die Buschwildnis, obwohl sich hier, wie uns der Wildhüter berichtete, zahlreiche Nashörner und Elefanten aufhalten. Sie haben im hohen Gras und hinter den belaubten Dornbüschen gute Versteckmöglichkeiten.

An den Wänden der Hütten im Ngulia-Camp huschen Echsen verschiedener Arten auf und ab, machen Jagd auf Insekten und fahren mit geöffnetem Mäulchen aufeinander zu, wenn sie sich überraschend an einer Mauerecke begegnen. Ihren Unterschlupf haben sie im Dachgebälk der Hütte. Sie werden also unsere Schlafgenossen sein. So werten wir ihr Kopfnicken — ein Imponiergehabe vieler Echsen — als Willkommensgruß unserer kleinen Hauptmieter. Im letzten Camp schliefen wir mit Fledermäusen unter einem Dach, warum sollen wir nicht auch einmal mit den wunderschön gefärbten, in allen Regenbogenfarben schillernden Echsen schlafen?

Die letzte Safari zum Kilimandscharo

So grüne und saftige Wiesen wie im Tsavo-Gebiet könnten jetzt auch am Meru sein, wenn das Vieh der Masai nicht wäre. Auf der Westseite, der trockenen Seite des Meru, in Oldoinyo Sambu, hatte es geregnet. Die ersten grünen Grasspitzen kamen aus dem Boden hervor, da wälzten sich schon die Viehmassen der Masai heran. Zu Tausenden und aber Tausenden kamen die Ziegen, Schafe, Esel und Rinder aus den Ebenen herauf. Soweit das Auge reichte, bedeckten sie das Land, zertrampelten die spärliche Grasnarbe und fraßen gierig das erste Grün. Das Gras hatte nicht Zeit Wurzeln zu schlagen, sich im staubigen Boden zu verankern, schon wurde es abgefressen. Kahl und öde, wie nach dem Einfall eines Heuschreckenschwarmes, wird in wenigen Tagen das Land am Fuße des Meru sein, das eben im Begriff war, zu neuem Leben zu erwachen. Das Wild wird keine Nahrung finden, wird in andere Gebiete abwandern, und der Wind kann den von Hufen zerstampften und seiner Grasnarbe beraubten trockenen Lavaboden hinwegtragen. Das Land verödet, und die Wüstensteppe nimmt immer mehr Besitz von Ostafrika. Die Steppenbrände und das Masaivieh sind die Totengräber des grünen Afrikas. Dabei ist das Masaivieh völlig nutzlos, denn es wird nicht der Ernährung zugeführt. Die Masai züchten ihre Haustiere nur, um damit ihr Wohlhaben zum Ausdruck zu bringen. Gegessen werden nur wenige Tiere im Jahr. Aber die Rinder der Masai sind auch Träger der Zecken und furchtbaren Seuchen, die nicht nur unter den Haustieren, sondern auch unter dem Wild wüten. Durch die unvorstellbare Vermehrung des Viehs beanspruchen die Masai immer mehr Weideland. Im vergangenen Jahr wollte die Mandatsregierung, dem Drängen der Masai nachgebend, große Gebiete der Serengeti-

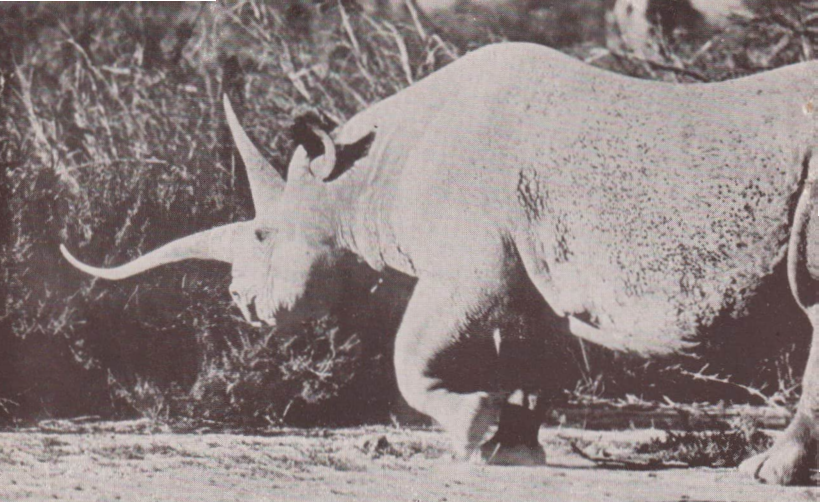
Steppe, des größten Wildreservates auf unserer Erde, an die Masai abtreten. Aber die Menschen, die Afrika und seine Tierwelt lieben, denen es mit dem Naturschutz ernst ist, protestierten dagegen. Soll Afrika von Masaivieh überschwemmt werden? Sollen Elefanten, Nashörner, Zebras, Antilopen, Löwen und andere Steppentiere ihre letzten Oasen verlieren, sollen sie dem Vieh weichen? Eine Gesellschaft zum Schutz der ostafrikanischen Tierwelt wurde ins Leben gerufen. Sie will gegenüber der Mandatsregierung die Rechte der Tiere vertreten. Hoffen wir, daß die Vernunft siegt.

Wir haben Tsavo wieder verlassen. An den Mzima-Springs sahen wir ein riesiges Krokodil, ich schätzte es auf mindestens fünf Meter. Ruhig lag es in der Nähe der Flußperde am Ufer, einem alten verfaulten Baumstamm ähnlicher als einem Lebewesen. Vielleicht ist es dasselbe Krokodil, das im vergangenen Jahr ein Inderkind fraß und wenige Monate später einem anderen Kind ein Bein ausriß. Auch in den Naturschutzparks ist es nicht ungefährlich, spazieren zu gehen, und das alte Sprichwort, daß niemand ungestraft unter Palmen wandeln kann, bewahrheitet sich auch hier. Ich habe noch das Glück gehabt, die scheue Kuduantilope fotografieren zu können, nachdem wir viele Stunden durch die Buschwildnis gefahren sind, ohne ein Tier zu sehen, denn während der Regenzeit ist das Wild von den Wasserstellen hinweggewandert und ist über den ganzen Park verstreut anzutreffen. Das Ziel unserer Tsavo-Safari haben wir also trotz aller Schwierigkeiten erreicht: Wir haben die Tsavo-Löwen gesehen, haben die roten Elefanten fotografiert, haben Kudus und Oryxantilopen im Farbbild festgehalten und konnten sogar einen Film von den scheuen kleinen Erdhörnchen drehen, die meines Wissens noch niemand fotografiert hat.

Wieder sind wir in Momella und bereiten die letzte Safari vor, denn in 14 Tagen werden wir Afrika verlassen. Fast vier Monate sind wir kreuz und quer durch Ostafrika gefahren, haben dabei eine Strecke von 12 000 Kilometer zurückgelegt, haben beobachtet, notiert, gefilmt und fotografiert. Wir fanden viele Freunde unter den Menschen, den schwarzen und den weißen, und auch unter den Tieren. Der Abschied wird uns schwer fallen. Wenn wir auf unsere Arbeit, die wir in dem ersten Vierteljahr geleistet haben, zurückblicken, so können wir mit den Ergebnissen zufrieden sein. Wir haben insgesamt 36 Säugetierarten, 41 Vogelarten, 7 Echsenarten, 3 Fischarten und 8 Insektenarten im Farbbild festgehalten. Unter den Säugetieren sind viele Steppen- und Urwaldbewohner, die bisher sehr selten oder noch nie in freier Wildbahn fotografiert wurden. Dazu gehören Löffelhunde, Buschböcke, Giraffengazellen, Dik-Diks, Duiker, Klippspringer, kleine Kudus, Erdhörnchen und Colobusaffen. Die meisten der von uns fotografierten Vögel sind noch nie mit der Farbkamera „geschossen“ worden. Ich möchte hier nur einige Gefiederte nennen: Turakos, kleine Nashornvögel, Bienenfresser, Augurbussarde, Steppenklebitze, Sattelstörche, Würger und Eisvögel. Aber die Foto- und Filmausbeute dient uns eigentlich nur als Bildbeleg für unsere Beobachtungen. Die meiste Zeit haben wir dem Studium der Guereza-Affen gewidmet. Ausführlich haben wir uns auch mit dem Tagesablauf im Leben der Nashörner be-

schäftigt, und den Elefanten waren wir viele Tage lang auf der Spur. — Zum letzten Mal rufen wir „Heia Safari“.

Wir haben die Steppe zwischen Kilimandscharo und Longido erreicht. Ein Masai dient uns als Führer. Die erste Frage, die wir an ihn richten, lautet: „Kennst Du den Loldaiga?“ Ja, er kennt ihn, er hat das sagenhafte Tier auch selbst gesehen, allerdings liegt diese Begegnung schon Jahre zurück, aber seine Stammesbrüder haben den Loldaiga auch in letzter Zeit gesehen. „Der Loldaiga“ — so berichtet der Masai — „ist schwarz, langhaarig, geht mitunter auf zwei Beinen und hat Hände, Füße und Ohren wie ein Mensch. Nachts baut er sich ein Nest in den Zweigen der Bäume.“ Diese Beschreibung paßt genau auf den Schimpansen. Ich frage den Masai, ob er schon einmal die Stimme des Loldaiga gehört hat. Ja, er hat sie gehört und ahmt sie nach. Wir schauen uns verwundert an, denn wir hören wie imitiert die Lautäußerungen eines erregten Schimpansen. Sollte es am Longido Schimpansen geben? Das halte ich für ausgeschlossen. Das nächste Gebiet, in dem Schimpansen vorkommen, ist am Tanganjikasee. Woher kennt der Masai die Schimpansenlaute? Er berichtet weiter, daß der Loldaiga, wenn er den Menschen angreift, in die Schultern oder in den Hals beißt. Das stimmt mit dem Bericht von Rolf überein, der einen Masai mit schweren Verletzungen an den Schultern sah, die ihm der Loldaiga zugefügt haben sollte. „Er frißt Wild und schlägt manchmal auch Büffel“, sagt der Masai. Das tut ein Schimpanse nie. Die Auskunft des Masai bringt uns nicht weiter. Er soll uns die Spur oder möglichst den Loldaiga selbst zeigen. „Herr, das ist sehr schwer. Er ist selten und sehr scheu“. Ich frage ihn, ob er einen Masai kennt, der ein Fell oder Stücke eines Felles dieses Tieres besitzt. Nein, er kennt keinen solchen Masai. Wir fahren in die von kleinen Akazienwäldern durchsetzte Steppe hinein. Afrika will uns den Abschied besonders schwer machen, denn schon nach einer halben Stunde begegnen wir einem Nashornbullen. Er steht auf einer freien Fläche in der prallen Sonne. Seine Haut ist mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Er hat ein Schlammbad genommen. Der Schlamm ist in der Sonne getrocknet und hat eine rissige Kruste gebildet. Müde blinzelt er uns an. Es ist zu heiß, und er ist zu faul, um böse zu sein. Deshalb gestattet er es auch, daß wir unseren Wagen 40 Meter vor ihm stoppen und ihn filmen und fotografieren. Wir fahren weiter. Da leuchtet aus dem nächsten Dornengebüsch ein weißer Rücken hervor. Es ist wieder ein Nashorn. Als wir uns ihm nähern, sehen wir, daß es eine Nashornkuh ist, die ein wenige Tage altes Kalb bei sich führt. Noch ist der Kopf der Nashornmama von Zweigen verdeckt. Das Kälbchen wird unruhig. Jetzt hebt auch die Kuh den Kopf. Zwei Hörner werden sichtbar, die Erinnerungen in mir wachrufen. Das ist doch die Kuh mit dem riesigen, etwa 1,30 Meter langen Horn, die ich im vergangenen Jahr fotografierte. Damals hatte sie ein fast erwachsenes Kalb bei sich, dem beide Ohren und die Hälfte des Schwanzes fehlten. Aber war das Horn nicht an der Spitze leicht nach oben gebogen? Das Horn dieser Kuh kommt fast waagerecht aus dem Nasenrücken hervor und seine Spitze zeigt direkt nach vorn. Ruhig, genauso verträglich wie im vergangenen Jahr, knabbert sie, ohne uns zu beachten, an den Sträuchern. Nachdem ich die alte Bekannte ausgiebig ge-



Ich traf die Nashornkuh mit dem riesigen Horn wieder, die ich im gleichen Gebiet auf meiner ersten Afrikareise fotografierte

filmt habe, fahren wir weiter und treffen keine fünf Minuten später wieder auf Nashörner. Wieder ist es eine Kuh mit einem kleinen, einige Wochen altem Kalb. Wieder ist der Kopf der Mutter verdeckt, aber über den Dornenbusch hinaus ragt ein mächtiges Horn. Es ist mindestens genauso lang wie das Horn der Kuh, die wir eben sahen; es ist auch waagerecht gestellt, aber seine Spitze ist leicht nach oben gebogen. Das ist sie, die Nashornmutter vom vergangenen Jahr. Ich wußte nicht, daß sie eine Doppelgängerin hat. Auch im Charakter sind beide Tiere gleich. Sie schaut uns an und äst dann ruhig weiter. Auch das Kalb zupft einige Blättchen ab. Es ist ein herrliches Bild, dieses Riesentier, das an ein voreiszeitliches Ungeheuer erinnert, 30 Meter vor unserem Wagen bei der Abendmahlzeit beobachten zu können. Impalas wechseln an ihm vorüber. Es würdigt sie mit keinem Blick. Schritt für Schritt geht die Nashornmutter mit ihrem Kalb durch den Busch, beißt da einen Zweig ab und holt sich dort ein paar Blätter. Auf ihrem Bauch sitzen hunderte von Fliegen. Sie bilden ein dickes Polster.

So haben wir bereits in der ersten Stunde unserer Nachmittagspirsch fünf Nashörner gesehen. „Faru, mingi sana, Bwana“, „es gibt hier sehr viele Nashörner, Herr“, sagt der Masai.

Bevor wir zu unserer Hütte zurückkehren, treffen wir noch auf eine Löwenkinderstube. Vier Löwinnen liegen im Schatten eines Dornenbusches und zwischen ihnen spielen sechs Löwenbabys. Es müssen die Kinder

zweier Mütter sein. Aber sie trinken alle bei einer Mutter. Dann klettern sie auf den Rücken der Löwin, die sich alles geduldig gefallen läßt. Eine andere Löwin beobachtet uns. Sie wendet keinen Blick von unserem Wagen. Geduckt liegt sie im Gras. Nur Augen und Ohren schauen über das Gras hinaus. Ihre Schwanzspitze bewegt sich langsam hin und her. Ein Zeichen für schlechte Laune bei Löwen. Wir müssen auf der Hut sein. Leider liegen die Tiere alle im Schatten. Es ist schwer, sie dort zu fotografieren. Vielleicht sind sie morgen noch da, und vielleicht finden wir sie dann in besserer Beleuchtung.

Die Löwen sind noch da. Sie haben in der letzten Nacht, fünfhundert Meter von unserer Hütte entfernt, eine Giraffe geschlagen und liegen jetzt vollgefressen und faul leider im Schatten von Dornenbüschen. Die Löwenkinder sehen wir nicht. Wahrscheinlich schlafen sie hinter einer der Löwinen. Eine der Raubkatzen erhebt sich, streckt sich, geht um einen Dornenbusch herum und läßt sich wieder in das Gras fallen. Lassen wir den vier Damen und ihren Kindern die wohlverdiente Ruhe.

Heute ist ein Nashornstag. Im Laufe des Vormittages treffen wir auf zwölf Nashörner. Auch die Doppelgängerin mit ihrem Kalb finden wir wieder. Eine andere Nashornmutter wälzt sich gerade in einer Schlammpfütze, als wir sie erspähen. Ihr ist unsere Anwesenheit offensichtlich unangenehm, denn mit senkrecht nach oben gerichtetem Schwänzchen läuft sie mehrmals um ihr Kalb herum, nimmt Witterung, äugt gespannt zu uns herüber, läuft ein Stück davon, kommt wieder zurück, bleibt stehen und stampft mit einem Vorderfuß auf. Wir wollen ihren Angriff nicht herausfordern und verabschieden uns, nachdem ich 30 Meter Film von der gesuhlten

Paviane leben in großen Horden im Amboseli-Reservat



Nashornmutti mit ihrem Kalb gedreht habe. Überall stehen Gnus, Zebras, Kongonis, Thomson- und Grantgazellen in großen Herden. Zwischen diesen Tieren laufen Paviane umher. Pavian Kinder reiten auf den Rücken ihrer Mütter, und würdige alte Pavianpaschas hocken am Boden, lesen Pflanzensamen und Insekten auf, die sie verspeisen. Wir befinden uns in einem Tierparadies, wie man es sich nicht schöner vorstellen kann. Plötzlich ruft unser Masaiführer: „Tempo!“ So sehr wir uns auch bemühen, die Elefanten zu entdecken, es gelingt uns nicht. Aber das scharfe Auge des Masai hat die Dickhäuter erspäht. Wir fahren, seinen Anweisungen folgend, durch ein Akazienwäldchen und sehen, als wir wieder ins Freie kommen, zwei Elefantenbullen langsam durch die Steppe ziehen. Jeder hat nur einen Stoßzahn. Und wieder erkenne ich einen alten Bekannten vom vergangenen Jahr: Old Charly. Dieser Elefant ist im Gebiet des Longido bekannt und berüchtigt, denn — wie ich bereits im Juli 1955 berichtete — er hat zwei Masaifrauen getötet. Damals fotografierte ich ihn in einer Herde mit sechs anderen Elefanten. Diesmal hat er nur einen Bullen bei sich. Ich freue mich, ihn wiederzusehen und noch einmal fotografieren zu können. Es ist ein richtiger Glückstag: Zwölf Nashörnern, vier Löwinnen mit sechs Jungen und zwei Elefanten sind wir in fünf Stunden begegnet. Mit einer solchen Pirsch kann man zufrieden sein. Meter um Meter Film läuft in meinem Kurbelkasten ab. Elefanten von vorn, von hinten, Großaufnahme, fressend, Staubbad nehmend und ruhig dahinschreitend. Ich könnte schreien vor Freude, aber es ist klüger, sich still zu verhalten, denn Elefanten können launisch sein und Lärm lieben sie gar nicht.

Auf den Bäumen hockten die Kappen-Geier und warteten, bis die Löwen ihre Beute verließen



Auch die Nachmittagspirsch, die wir gegen 16 Uhr beginnen — vorher ist es zwecklos, Tiere zu suchen, denn während der heißen Mittagszeit ruhen sie im Schatten der Bäume — bringt uns interessante Erlebnisse.

Der Masai führt uns zu dem Löwenriß. Zwei Löwinnen schlafen im Schatten einer Schirmakazie. Neben ihnen liegt der Kadaver einer jungen, fast erwachsenen Giraffe. Die Ohren sind abgebissen, und die Leibeshöhle ist weit geöffnet. Auf den Bäumen, die in der Nähe der toten Giraffe stehen, hocken Geier, und in respektvoller Entfernung warten Schakale und Hyänen. Zu gern würden sie sich an dem Löwenmahl beteiligen, aber sie wagen es nicht. Das Wasser läuft ihnen im Maul zusammen, aber sie müssen Geduld haben, bis die großen Raubkatzen ihnen die Reste ihrer Beute überlassen. Ein Geier kann es nicht erwarten. Er landet neben der Giraffe. Im gleichen Augenblick springt eine Löwin auf und vertreibt den Geier vom Riß. Dann trottet sie wieder zu ihrem Schlafplatz zurück. Müde blinzelt sie, den Rachen halb geöffnet, in die sonnenüberstrahlte Steppe hinaus. Aus einem etwa 300 Meter entfernten Gebüsch kommen zwei weitere Löwen langsam zum Riß. Es sind junge Tiere, ein Löwe und eine Löwin. Beide tragen noch deutlich die Fleckenzeichnung auf ihrem Fell. Ich schätze ihr Alter auf knapp zwei Jahre. Spielerisch springen sie um die beiden Löwinnen herum, reiben ihre Köpfe aneinander, lecken sich und gehen schließlich zur Giraffe. Tief steckt das Männchen den Kopf in die Leibeshöhle des Kadavers. Als wir, um besser filmen zu können, einige Meter näher an die Löwen heranfahren, äugt uns der junge Löwenmann an. Sein Maul ist völlig mit Blut beschmiert. Er leckt sich, wendet sich wieder ab und setzt seine Mahlzeit fort. Die junge Löwin scheint keinen großen Hunger zu haben. Sie gibt sich mit einem kleinen Stück Fleisch zufrieden, trottet dann zu den beiden anderen Löwinnen und legt sich nieder. Sie leckt das Blut von ihren Pranken, gähnt, steht auf und beginnt, sich für uns zu interessieren. Langsam umgeht sie unseren Wagen. Jetzt haben wir den Löwen am Riß vor uns, die beiden ruhenden Löwinnen rechts von uns und die junge Löwin hinter uns. Während ich den fressenden Löwen filme, beobachtet Rolf die alten Löwinnen, und der Masai beugt sich weit aus dem Wagen heraus, um die Junglöwin im Auge zu behalten. Schließlich hat auch der Löwe seinen Hunger gestillt. Jetzt ist sein Kopf, sein Hals und seine Brust mit Blut bekleckert. Er sieht einem Kleinkind ähnlich, das Erdbeermarmelade gegessen hat. Langsam folgt er seiner Gefährtin. Jetzt faßt der Schakal Mut. Immer näher schleicht er an den Kadaver heran. Aber die rechtmäßigen Eigentümer wachen über ihrer Beute. Eine Löwin richtet sich auf. Ihr Blick genügt. Der Schakal tritt den Rückzug an. Die Zeit ist für die Totengräber der Steppe, für Geier, Schakale und Hyänen noch nicht gekommen. Die Sonne versinkt hinter dem Horizont. Vielleicht geben die Löwen ihre Beute morgen frei. Wir werden wiederkommen, um auch die „Mitesser“ beim Mahl zu filmen. Ich schaue noch einmal auf die Meterskala meines Objektives. 18 Meter zeigt sie an. 18 Meter waren wir von den Löwen entfernt, als wir sie viele Stunden lang filmten und fotografierten. Wie harmlos können doch diese, so zu Unrecht als grausame Bestien verschrieenen, großen Raubkatzen sein. Viel harmloser als die blutdürstigen Moskitos, die jeden Abend über uns her-



Zwei Löwinnen hatten eine Giraffe geschlagen

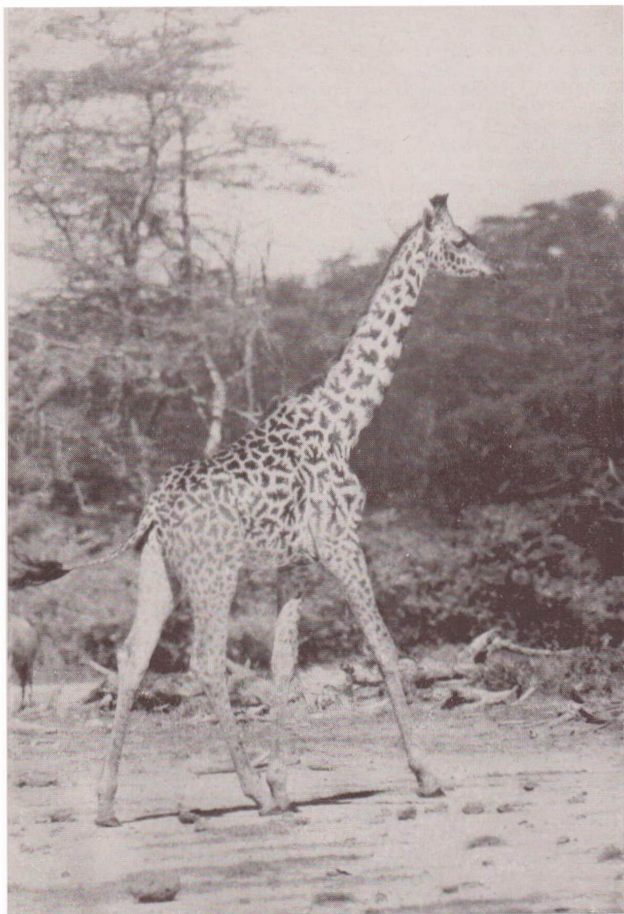
fallen und erbarmungslos unser Blut saugen. Wir sind vollkommen zerstochen. Man könnte glauben, die Masern zu haben.

Gleich nach Sonnenaufgang brechen wir auf und fahren zum Löwenriß. Heute sind zwei Mähnenlöwen an der toten Giraffe. Von den Löwinnen, die wir gestern hier trafen, ist nichts zu sehen. Einer der Löwen hat den Kopf weit in die Leibeshöhle gesteckt. Er reißt und zerrt an dem Kadaver. Die Geier sind heute bedeutend aufdringlicher. Sie hocken in Scharen dicht neben dem Riß. Der Löwe hat seinen Hunger gestillt. Er ist müde und will sich neben seinem Gefährten im Schatten einer Schirmakazie niederlegen. Kaum hat er sich einige Meter vom Riß entfernt, kommen auch schon die Geier zur Beute geflogen. Der Löwe macht blitzschnell kehrt und springt mitten in die gefiederte Gesellschaft hinein. Die Geier fliegen erschreckt auf, landen aber sofort wieder und bleiben in der Nähe der toten Giraffe. Unschlüssig steht der Löwe am Riß, schaut hinüber zu den Geiern und dann zum schattigen Ruheplätzchen. Da kommt ihm der andere Löwe entgegen. Er übernimmt jetzt die Wache. Hinkend — wie wir erst jetzt bemerken — geht der gesättigte Löwe in den Schatten der Akazie und legt sich — alle Viere von sich streckend — auf die Seite. Wahrscheinlich hat es an der Beute Meinungsverschiedenheiten gegeben, denn die Wunde am rechten Hinterbein des hinkenden Löwen ist noch frisch. Vielleicht haben die Löwinnen ihre Beute verteidigt? Wir wissen es nicht und werden auch nie erfahren, was in der letzten Nacht am

Löwenriß geschah. Gebrüllt haben die Löwen fast die ganze Nacht hindurch. Zwei Hyänen waren auch bei uns zu Gast. Sie standen direkt vor unserer Hütte. Ursula wäre beinahe über diese aufdringlichen Gesellen gestolpert, als sie gestern abend — es war schon dunkel — Wasser holen wollte. Heute morgen fanden wir den umgestoßenen Mülleimer vor unserer Hütte. Die leeren, von uns gewegeworfenen Konservendosen waren von den Hyänen zerbissen worden.

Wir beschließen, die Löwen jetzt schlafen zu lassen und gegen Abend noch einmal zum Giraffenkadaver zurückzukehren. Heute wollen wir noch zu den Sümpfen fahren, wo die Büffel sind. Als wir an den Rand des Papyrusdickichtes kommen, sehen wir zwei Elefanten durch den Akazienbusch auf den Sumpf zu ziehen. Es sind zwei Bullen, aber nicht die beiden, die wir gestern trafen. Sie haben lange Stoßzähne. Als sie das Geräusch unseres Motors hören, stehen sie still. Sie können uns nicht wittern, denn der Wind weht von den Elefanten zu uns herüber. Dann ziehen sie weiter. Plötzlich bricht es vor uns laut im Unterholz des Akaziendickichtes. Wenige Meter vor dem Auto steht ein Büffelbulle. Er hat uns erspäht. Ein zweiter Bulle folgt ihm. Mit erhobenen Köpfen und geblähten Nüstern stehen sie wie aus Stein gehauen. Dann werfen sie den Körper herum und verschwinden schnell im hohen Schilf. Es gibt viele Büffelfährten am Rande des Sumpfes, aber die Tiere sind schon im Morgengrauen in den Papyrus gezogen und werden die Deckung erst gegen Abend wieder verlassen. Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Es ist unerträglich heiß. Wir beschließen, die Vormittagspirsch abubrechen und nachmittags gegen vier Uhr noch einmal die Nashornmuttis mit den langen Hörnern zu suchen und zum Löwenriß zu fahren.

Wir haben sie gefunden, die Nashornmutti mit dem großen Horn. Sie lag im hohen Gras und erhob sich, als wir uns ihr näherten. Madenhacker klettern auf ihrem Rücken umher. Sie gähnt. Wir haben sie im Schlaf gestört, denn tagsüber schlafen die Nashörner. Ihre Doppelgängerin finden wir nicht, obwohl wir die Akazienwälder sorgfältig durchsuchen. Wir fahren noch einmal zum Löwenriß. Schon von weitem sehen wir Scharen von Geiern um den Kadaver herumhocken. Es sind mindestens hundert Stück. Auch Schakale sind wieder da. Aber die „Sanitätspolizisten“, wie man die Aasfresser der Steppe nennt, sind noch weit vom Kadaver entfernt. Die Löwen müssen also noch in der Nähe sein. Als wir näher kommen, entdecken wir einen Mähnenlöwen. Er liegt neben der toten Giraffe. Zwanzig Meter vor dem Riß halten wir. Rolf stellt den Motor ab, damit ich filmen kann, denn die Erschütterung, die durch den Motor hervorgerufen wird, stört im Lauffilm sehr. Der Löwe hält uns offensichtlich für ungefährlich, denn er legt sich auf die Seite und schließt die Augen. Hin und wieder blinzelt er zu uns herüber. Diese günstige Situation benutzend, schleicht sich ein Schakal von der anderen Seite an die Giraffe heran und reißt schnell ein Stück Fleisch aus der Leibeshöhle des Kadavers. Aber schon hat der Löwe den Dieb bemerkt. Er richtet sich auf und knurrt ärgerlich. Doch der Schakal hat schon das Weite gesucht. Sein Diebesgut trägt er im Maul und verspeist es schließlich außerhalb der Gefahrenzone. Wo aber ist der andere Löwe? Wahrscheinlich stillt er seinen Durst am nächsten



Den Giraffen gehörte unsere besondere Zuneigung. Wir fotografierten sie immer wieder, sooft wir sie auch trafen

Wasserloch. Der Löwe am Riß hat sich wieder beruhigt. Er schläft. Ich möchte aber keinen schlafenden Löwen filmen. Die Sonne sinkt schnell zum Horizont hinab. In einer halben Stunde werde ich kein Licht mehr zum Filmen haben. Wir müssen also den müden „Wüstenkönig“ wecken. Wir husten laut. Er rührt sich nicht. Wir rufen ihn: „Símba — Simba!“ Er öffnet die Augen, schaut uns an und schläft im nächsten Augenblick weiter. Wir bellen wie ein Hund und mautzen wie Löwenbabys. Es stört ihn nicht. Da klettert der Masai, der unsere Bemühungen, den Löwen zu wecken, lächelnd verfolgt hat, aus dem Auto und steigt auf das Dach des Wagens. Das wirkt. Blitzschnell fährt der Löwe hoch, knurrt, duckt sich und schlägt aufgeregt mit dem Schwanz. Genauso schnell ist aber auch unser Masai wieder vom Dach des Wagens herunter, und im gleichen Augenblick hat Rolf den Motor angelassen. Es ist sehr leichtsinnig, was wir tun, denn ehe wir den Wagen zum Rollen bringen könnten, hätte der Löwe die zwanzig Meter längst in wenigen Sprüngen zurückgelegt. Aber er beruhigt sich, und nach wenigen Minuten ist er wieder eingeschlafen. Wir wünschen ihm eine gute Nacht, rufen ihm Kwaheri, auf Wiedersehen, zu und fahren weiter. Gnus, Grantgazellen und Giraffen stehen am Weg. Hier muß ich meinen Bericht unterbrechen, denn soeben ist etwas unglaubliches passiert. Es ist jetzt genau 21.15 Uhr. Ich sitze vor unserer Hütte an einem kleinen Tisch, der 1 × 1 m mißt und schreibe diesen Bericht. Ich höre ein leises Rascheln, blicke auf undahre erschrocken hoch, denn mir direkt gegenüber, also genau einen Meter von mir entfernt, steht eine Hyäne und schaut mich mit ihren großen dunklen Augen an. Sie hat den Kopf über den Tisch gehoben. Mir fällt nichts besseres ein, als im Aufspringen zu rufen: „Was machst du denn hier?“ Die Hyäne springt davon und verschwindet in der Dunkelheit. Ursula stürzt aus der Hütte. „Was ist los?“, fragt sie erschrocken. Ich berichte ihr von dem Besuch, und wir lachen beide. Nun will ich aber noch vom Abschluß unserer Nachmittagspirsch erzählen.

Wir fahren zum Lager zurück. Als wir an einem Masaikral vorbeikommen, sehen wir unmittelbar vor den Hütten der Masai etwa 200 Störche stehen. Boten aus unserer Heimat. Es ist ein seltsamer Anblick, Störche unter Schirmakazien. Marabus schreiten mit eingezogenem Haupt zwischen den Störchen umher. In wenigen Monaten werden die Adebars wieder ihre lange Reise zurück nach Europa antreten, werden das Tierparadies am Fuße des Kilimandscharo verlassen und als Boten des Sommers in unserer Heimat begrüßt werden. Wir fliegen euch voraus und werden berichten, daß wir euch Vögel der Heimat trafen im fernen heißen Afrika, im schwarzen Erdteil. Was treibt euch fort von dem fruchtbaren Land, das keinen Winter kennt, das euch Nahrung in Hülle und Fülle bietet? Ist es das gleiche Heimweh, das auch uns wieder nach Hause führt? Und ist es das Fernweh, die Sehnsucht nach Afrika, die euch zurückbringt in die heißen Steppen, in den Schatten der Akazien, zu den Sümpfen, in denen sich Nashörner suhlen und zu denen Elefanten kommen, um ihren Durst zu stillen? Dasselbe Fernweh, das auch mich wieder nach Afrika zog? „Wer einmal aus Afrikas Quellen trank, kehrt immer wieder zurück“. Ihr kennt das Sprichwort wie wir. Heia Safari!

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden
Alle Rechte bei VOB Union Berlin
Die Aufnahmen wurden mit der Exakta-Varex
auf Agfa-Color Ultra 1 und Isopan-Film gemacht
Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union
III-9-19 It 17498-57 5204
Bestellnummer Z/A 2

